Fr. Weber Sc.

Die

berühmtesten

See- und Land-Reisen,

nebst

allen interessanten

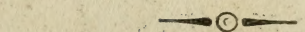
Entdeckungen

von

Columbus

bis

auf gegenwärtige Zeit.



Dritter Band.

Wien, 1804.

Bey B. Ph. Bauer.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/diebermtestensee31duke

RBR
Jantz
#943
bd.3

Reisen und Abenteuer

des

Sir Walter Raleigh.

(Fortsetzung).

Von Seiten des Staates nicht thätig unterstützt, und nur des Schutzes desselben genießend, sahe sich Raleigh genöthigt, den ansehnlichsten Theil seiner Güter zu veräußern. Das daraus gelößte Geld brauchte er, Schiffe für eine neue Expedition nach Guiana auszurüsten; und es gelang ihm, viele seiner Freunde zur Befolgung seines Beyspiels aufzumuntern. Mehrere angesehene Engländer schifften sich mit ihm ein, und unter andern sein ältester Sohn, der eines so berühmten Vaters würdig war.

Mit einer Flotte, die sieben Schiffe von verschiedener Größe zählte, verließ Raleigh Plymouth im Julius 1612; und bevor er noch Landes-Ende erreichte, stießen zu ihm noch gleichviel Schiffe, so daß nunmehr sein Geschwader aus vierzehn Segeln bestand. Indeß verließen ihn einige derselben in der Folge wieder, und kehrten, ohne an der Expedition Theil zu nehmen, nach Hause zurück.

Er berührte auf dieser Fahrt die canarischen Inseln. Als er zu Gomera landen wollte, widersetzten sich ihm die Spanier. Sie besetzten den Strand mit einer bewaffneten Macht; und beschossen seine Flotte mit ziemlichem Muthe; doch das schwere Geschütz der Engländer zerstreute sie in kurzer Zeit. Raleigh sendete hierauf einen Abgeordneten an das Ufer, um dem Gouverneur zu versichern, daß er nichts feindseliges vorhabe; er wolle bloß einige Bedürfnisse einnehmen, die er bezahlen werde; und wenn jemand von seinen Leuten sich übel aufführen werde, so solle er augenblicklich und exemplarisch bestraft werden. Diese Erklärung verscheuchte alle Eifersucht, und der Admiral erfüllte sein Versprechen so redlich, daß der Gouverneur ihm einen Brief an den Grafen Gondamor, den spanischen Gesandten am englischen Hofe, mitgab, worin er das feine und ehrenvolle Benehmen Raleighs anerkannte, und ihm ein Zeugniß ertheilte, das seinem Vaterlande und ihm selbst ungemeine Ehre machte.

Wie es scheint, war die Gemahlin des Gouverneurs von englischem Ursprunge. Zwischen ihr und dem Admirale fanden viele Beweise von gegenseitiger Achtung Statt, und man machte sich wechselsweise Geschenke.

Raleigh gieng darauf nach dem Orte seiner Bestimmung ab. Als er Guiana erreicht hatte, wurde er von den Indianern daselbst auf das ehrerbiethigste und schmeichelhafteste aufgenommen. Sie versahen ihn und seine Mannschaft reichlich mit Lebensmitteln; ja sie bothen ihm sogar die Souveränität über ihr Land an, wenn er sich unter ihnen niederlassen wollte. In der That war sein ganzes Aeußere so fein und gebildet, daß er überall, wo-

hin er sich nur immer begab, die günstigste Aufnahme fand; und wo er einmahl gewesen war, da sahe man ihn sehr gern wiederkommen. Die Freundschaft und Achtung, die er bey diesen friedlichen Völkerschaften genoß, führte er mit vieler Bescheidenheit in den nach England gesandten Depeschen an; denn bey Raleigh stand Bescheidenheit mit Heldenmuth und Größe des Geistes im schönsten Bunde.

Er hatte hier das Unglück krank zu werden. Man beschloß daher, daß er mit fünf Schiffen zu Punto de Gallo bleiben sollte, während der übrige Theil des Geschwaders unter dem Commando des Capitäns Kemys, des jungen Raleighs und einiger anderer Offiziere, nebst fünf bis sechs Compagnieen Fußvolk, den Fluß Oronoko aufwärts fuhr. Man versahe sie mit Proviant auf einen Monath, und ihre eigentliche Bestimmung war, die Goldmine aufzusuchen, worauf Raleigh bey der vorigen Reise durch die Eingebornen aufmerksam gemacht worden war. Ihre Instruktion lautete, so lange ein Lager aufzuschlagen, bis alles, was jene Mine betraf, geschehen sey; und im Fall die Spanier stark wären, befahl ihnen der Admiral beym Landen Vorsicht anzuwenden; und zuletzt ersuchte er sie, daß, wenn die Mine nicht so reichhaltig, als man erwartete, gefunden werden sollte, sie sich damit begnügen möchten, einige Proben von dem Erze mit zu nehmen, um die Verläumdung seiner Feinde widerlegen zu können, als ob er den Fürsten, dem er diente, durch Erdichtungen hintergehen wollte.

Nachdem diese Instruktion ertheilt worden, ging das zur Expedition bestimmte Geschwader am zehnten Dezember unter Segel. In kurzer Zeit

erreichte es die spanische Stadt St. Thomas am Hauptkanale des Oronoko, wo eine Colonie durch Anton Berreot, den einst Raleigh auf Trinidad gefangen nahm, gegründet worden war. Diese Stadt enthielt ungefähr hundert und vierzig leicht gebaute Häuser, eine Kapelle, ein Franziskaner-Kloster und eine mäßige Besatzung.

Kemys und seine Begleiter, der erhaltenen Instruktion ungetreu, hielten es für rathsam, sich dieses Ortes zu bemächtigen, um nicht einen Feind in Rücken zu lassen. Anstatt also, wie ihnen Raleigh befohlen hatte, nur einen kleinen Trupp zu landen, um über die Goldmine, unter dem Schutze des Lagers, die nöthigen Nachforschungen anzustellen, beschlossen sie, zwischen der Mine und der Stadt zusammen an das Land zu steigen. Unglücklicher Weise schifften sie sich zu Nachtzeit näher bey der Stadt aus, als sie selbst dachten; sie wurden daher sogleich von den spanischen Truppen angegriffen, die von ihrer Annäherung unterrichtet worden waren.

Bey einem so plötzlichen und unerwarteten Angriffe befiel die gemeinen Soldaten ein panisches Schrecken; und wären sie nicht augenblicklich von ihren Anführern vereinigt worden, so würde auch nicht Ein Mann mit dem Leben davon gekommen seyn. Aber durch das Beyspiel jener braven Offiziere aufgemuntert, bothen sie bald dem Feinde die Spitze, und vertheidigten sich mit solchem Muthe, daß die Spanier die Flucht ergreifen mußten. Allein indem die Engländer den Flüchtigen zu hitzig nachsetzten, kamen sie, ehe sie noch ihren Irrthum bemerkten, an die Stadt selbst: der Feind erhielt hier frische Verstärkung, und das Gefecht ward erneuert. Der Gouverneur selbst griff an der Spitze

mehrerer Compagnien, die von ihren Capitäns befehligt wurden, die Engländer an; und der brave Capitän Walter Raleigh, erst drey und zwanzig Jahr alt, der an der Spitze seines Trupps unvorsichtig vorwärts drang, empfing, nachdem er einen spanischen Capitän getödtet hatte, von einem andern selbst eine tödliche Wunde. Da er immer noch mit seinem Schwerte auf den Offizier eindrang, welcher ihn geschossen hatte, so ward der unglückliche Jüngling mit dem Kolben einer Muskete zu Boden geschlagen, worauf er ausrief; „Herr! erbarme dich meiner, und segne die Unter„nehmung!" und mit diesen Worten seinen Geist aufgab.

In diesem Augenblicke durchbohrte der Sergeant des jungen Raleighs den spanischen Offizier mit seiner Hellebarde. Zwey andere von den Anführern des Feindes wurden auch erschlagen; und der Gouverneur selbst, der wegen des starken Blutverlustes ohnmächtig auf dem Boden lag, ward todt getreten, worauf die Spanier sich zerstreuten. Einige von ihnen suchten in den Häusern Zuflucht. Weil es den Engländern nicht gelingen wollte, sie von da zu vertreiben, so steckten sie die Stadt an, da denn die Spanier in die Wälder und das Gebirge flüchteten.

Nachdem Kemys der Stadt sich bemächtigt hatte, legte er eine Besatzung hinein, und beschloß gegen die Minen vorzurücken, deren einige nicht sehr weit entfernt waren. Allein die Spanier, die aus der Stadt verjagt worden, hatten die engen Pässe besetzt, von wo sie einige Engländer tödteten.

Der englische Anführer sahe nun, daß der Versuch äußerst gefährlich war; denn der Weg führte

durch dicke, fast undurchgängliche Wälder. Weil er nun fürchtete, daß der Theil seiner Mannschaft, welcher sich in der Stadt befand, von der mittlerweile vereinigten Kriegsmacht der Spanier wieder angegriffen werden möchte, so hielt er es für das rathsamste, das Unternehmen aufzugeben. Er kehrte nach St. Thomas zurück, plünderte die Stadt, und nahm den schätzbarsten Theil der Habe mit fort; und weil der Feind einen neuen Angriff nicht wagte, um den Ueberrest der Stadt zu retten, so verbrannten die Engländer nun auch denjenigen Theil, welchen das Feuer bisher verschont hatte.

Bey der melancholischen Nachricht vom Tode eines braven und geliebten Sohnes fühlte Raleigh alle Bitterkeit des Grames, welchem der tapferste Mann so gut, wie der muthloseste Mensch ausgesetzt ist. Allein sein Privatverlust war noch nicht alles, was ihn bekümmerte: er sah sich in seinen Hoffnungen, den Zweck der Expedition zu erreichen, getäuscht, und in seinem Mißmuth machte er dem Capitän Kemys harte Vorwürfe, und beschuldigte ihn, daß er an seinem Unglücke Schuld sey. Er bemerkte ferner, daß, wenn Kemys auch nur einen Zentner von dem Erze, selbst mit Verlust von hundert Mann zurückgebracht hätte, dieß nicht nur den König befriedigt, sondern auch seinen eigenen Charakter gerettet, und der Nation zur Aufmunterung gedient haben würde, eine größere Macht auszurüsten, um den Besitz eines Landes, das den Engländern mit Recht gehörte, der englischen Krone zu sichern. Kemys, durch diese Vorwürfe tief gekränkt, begab sich auf sein Zimmer zurück. Bald darauf hörte man den Knall einer Pistole. Als sich Raleigh nach der Ursache dessel-

ben erkundigte, versetzte Kemys mit scheinbarer Gleichgültigkeit, er habe ein Pistol blos darum abgeschossen, weil es lange Zeit geladen gewesen sey. Bald darauf aber fand man den unglücklichen Mann todt in seinem Blute liegen, und neben ihm ein Pistol mit einem großen Messer. Bey der Besichtigung des Körpers zeigte es sich, daß er sich hatte erschießen wollen; weil aber durch die Kugel nur eine Ribbe zerbrochen worden, hatte er sein Daseyn dadurch geendigt, daß er die linke Brust mit dem Messer durchbohrte. Unvermögend, Schande und Unglück zu ertragen, wollte er mit seinem Leben für den im Commando begangenen Fehler büßen. Dieß zeugte von einem Mangel an Stärke des Geistes; denn es ist weit leichter, das Leben zu verlieren, als gehäufte Unglücksfälle, die es zuweilen niederdrücken, standhaft zu ertragen.

Raleigh hielt jetzt einen Kriegsrath. Die Offiziere waren der Meynung, man müsse sich nach Newfoundland zurückziehen, um die Schiffe auszubessern, und Erfrischungen einzunehmen. Auf der Fahrt dahin empörte sich ein Theil der Mannschaft, welchen der Admiral deßhalb geradeswegs nach England schickte.

Als Raleigh in Newfoundland anlangte, brach auf dem Geschwader eine noch bedenklichere Meuterey aus. Weil er es unmöglich fand, die Unruhen kräftig zu unterdrücken, so fügte er sich dem Willen der stärksten Parthey, so sehr er auch mit seinen Plänen stritt, und erklärte, daß er beschlossen habe, nach England zurückzukehren. Um das Ende des Julius traf er zu Plymouth, mißvergnügt und in seinen Erwartungen getäuscht, wieder ein; und um seinen Kummer zu vollenden, fand er, daß der König mittlerweile einen Befehl

hatte ergehen lassen, kraft dessen er und seine Mannschaft sich vor dem geheimen Rathe stellen sollten, um über ihr Verfahren bey der Einäscherung der Stadt St. Thomas Rede und Antwort zu geben. Bald darauf ward er verhaftet, und durfte sein Haus in London nicht verlassen. Weil er aber den wahrscheinlichen Ausgang vorhersahe, so suchte er auf ein Fahrzeug zu flüchten, das für ihn zu Gravesend segelfertig lag. Er erreichte nur Greenwich, wo man sich seiner wieder bemächtigte; und als man ihn zurückgebracht hatte, schloß man ihn in den Tower ein. Am 28. Oktober 1618 mußte er sich vor King's Bench stellen. Weil man ihm kein neues Vergehen zur Last legen konnte, so las man ihm das vorige Urtheil vor, wodurch ihm bereits das Leben abgesprochen worden war. Nun brachte man ihn in das Gefängniß zu Westminster, und am Morgen darauf ward er in Old-Palace-Yard, im sechs und sechzigsten Jahre seines Alters, enthauptet.

Bey dieser Gelegenheit betrug er sich als Held und als Christ. Er rechtfertigte sein Verfahren in einer beredten und pathetischen Rede; befühlte dann die Schneide der Axt, und bemerkte lächelnd, „es sey dieß eine scharfe Arzney, aber doch ein „zuverläßiges Mittel gegen alles Unglück." Sein Haupt ward durch zwey Streiche vom Körper getrennt.

Die Ungerechtigkeit und Grausamkeit dieser Hinrichtung setzte ganz Europa in Erstaunen, und wird ein ewiger Schandfleck der Gerechtigkeitsliebe der Regierung bleiben, unter welcher der große Mann leiden mußte. Aber Gondamor, der spanische Gesandte am englischen Hofe, dürstete nach Raleighs Blute, um die vielen Uebel, welche

die Spanier von ihm erlitten hatten, zu rächen, und die Ehre seines Landes zu erhalten; und der schwache und furchtsame Jakob hatte weder so viel Ehrgefühl noch Entschlossenheit, um einen Mann zu retten, welcher eine der ersten Zierden seines Zeitalters war, und die Bewunderung aller folgenden Zeitalter bleiben wird.

Reise

Oliver van Noort's.

Unter den Erdumschiffern der früheren Zeiten hat gewöhnlich van Noort eine Stelle gefunden. Seine Reise war voller Unglücksfälle, und hatte wenig vortheilhafte Folgen; und an sich war sie nur in so fern interessant, wie fern ausharrende Standhaftigkeit mitten unter Gefahren Theilnahme und Aufmerksamkeit erwecken kann.

Die zu dieser Expedition ausgerüsteten Schiffe waren: der Moritz, die Concordia, Heinrich Friedrich, und die Hoffnung. Die zwey ersten segelten von Rotterdam am zweyten Julius 1598, und erwarteten an den englischen Küsten ihre Gefährten, die am dreyzehnten September dazu stießen. Nachdem sie einen englischen Piloten, Nahmens Mellish, der ehedem in Cavendish Dienste gewesen war, erhalten hatten, segelten sie nach ihrer großen Bestimmung ab, und erblickten Guiana am dritten November. Als sie die Prinzen-Insel erreicht hatten, wünschten sie daselbst etwas frischen Proviant einnehmen zu können. Ein verrätherischer Neger, den sie beym Landen antrafen, gab ihnen auch zu verstehen, daß sie sich damit ohne alle Schwierigkeit würden versehen können; allein während sie zu diesem Behufe in Unter-

handlungen standen, sprang ein Trupp Bewaffneter aus einem Hinterhalte hervor, und schnitt einen Theil der Holländer, unter andern auch den Bruder des Admirals, ab. Der angreifende Theil verfolgte die Fremden bis zu ihren Booten, die gleichfalls angegriffen wurden; doch die Holländer erhohlten sich von ihrer Ueberraschung, und versuchten nun, die Beleidigung, die sie ganz unverdient erlitten hatten, zu ahnden. Anfangs hatte man einen Sturm auf das Kastell vor. Allein bey näherer Untersuchung ergab es sich, daß diese Unternehmung doch zu gefährlich war; und man sahe sich deshalb genöthigt, die Rache durch Zerstörung einiger Zuckerhäuser, welche dem Feinde gehörten, und durch andere minder bedeutende Feindseligkeiten zu sättigen. Die Mannschaft versahe sich jetzt mit solchen Bedürfnissen, als unmittelbar nöthig waren, und man segelte dann nach Cap Gonsalvo, wo man zwey holländische Schiffe antraf, und von dem unglücklichen Erfolge einiger Reisen der Niederländer nach der Küste von Guinea Nachricht erhielt.

Am neunten Februar langten sie zu Rio de Janeiro an. Als sie hier Erfrischungen einnehmen wollten, widersetzten sich ihnen die Portugiesen; ein Umstand, der ihnen etwas Zeit und einige Leute kostete. Von da segelten sie nach St. Sebastian. Hier fanden sie einen sichern Hafen, Holz und Wasser in Menge, aber nur wenig Früchte und Proviant.

Als sie ihre Fahrt weiter fortsetzten, befiel sie am vierzehnten März ein Sturm, welcher einige Schiffe trennte. Ueberdieß näherte sich der Winter in jenen ungünstigen Breiten, und der Scorbut fing in einem schrecklichen Grade zu wüthen an. Der Admi-

ral, welcher die gegenwärtigen Gefahren erwog, und die künftigen ahndete, beschloß also, nach St. Helena zu steuern; weil er es aber unmöglich fand, dieses Eiland oder die Insel Ascension zu erreichen, so war er sehr froh, Zuflucht zu einem öden Gestade nehmen zu können, wo die einzigen Lebensmittel, deren man habhaft werden konnte, in einigen Seevögeln und Schaalthieren bestanden.

Van Noort machte darauf einen Versuch, an der brasilischen Küste zu landen. Dieses hinderten die Portugiesen; und zum Glück berührte nun das Geschwader die Insel S. Klara. Denn da sie sich daselbst genöthigt sahen, von Kräutern und einer Art saurer Pflaumen zu leben, so wurden die Kranken binnen vierzehn Tagen wieder gesund; eine Genesung, die wohl von nichts anderm als diesen vegetabilischen Nahrungsmitteln herrühren konnte.

Auf der Fahrt nach der magellanischen Meerenge gingen sie zu Port Desire vor Anker, wo sie sich mit einem großen Vorrathe von Fischen und Fettgänsen versahen. Als sie daselbst einige Ströme aufwärts segelten, erblickten sie zahlreiche Heerden von Hirschen und Büffeln.

Der Admiral landete hierauf, um das Land zu recognosciren. Seinen Leuten, die am Strande zurückblieben, befahl er, die Boote sorgfältig zu bewachen, und durchaus nicht zu verlassen. Allein diese vernachlässigten den heilsamen Befehl, und geriethen in einen Hinterhalt der Indianer, wodurch einige ums Leben kamen. Diese Wilden werden als sehr lang beschrieben, und ihre Körper waren bemalt. Ihre Pfeile waren an der Spitze mit einem Steine bewaffnet.

Eine unaufhörliche Folge von Stürmen trieb sie immer wieder zurück, so oft sie es versuchten,

in die magellanische Straße zu schiffen. Sie verloren ihre Anker, die Kabeltaue zerrissen, und es brachen Krankheiten von neuem aus; und als ob es an diesen Unglücksfällen nicht schon genug wäre, vermehrten sie dieselben noch durch inneren Zwiespalt, der in jeder Lage allen frohen Lebensgenuß untergräbt, und vollends bey Expeditionen, deren glücklicher Erfolg auf schnellem und willigem Gehorsam wesentlich beruht, die traurigsten Wirkungen hervorbringen muß. Als die Unruhen etwas beygelegt waren, kamen sie endlich, nach einem langen Zeitraume von funfzehn Monaten, seit dem Anfange ihrer Reise, glücklich in die magellanische Straße.

In der Nähe von Cap Nassau bemerkten die Holländer, daß einige von den Eingebornen ihre Waffen drohend schwangen, als ob sie die Mannschaft zum Gefechte herausfordern wollten. Sie landeten mithin, und verfolgten sie nach einer Höhle, wo die Wilden getödtet wurden. Vielleicht war die Beleidigung nicht durch Schuld der Holländer veranlaßt worden; aber diese hätten sie doch entweder ganz verachten, oder wenigstens nicht so streng ahnden sollen. Von dem Trupp Indianer kam keiner mit dem Leben davon. Sie fielen in der tapfern Vertheidigung ihrer Weiber und Kinder, deren Leben die Sieger zwar schonten, weil sie von ihrem Tode nichts zu hoffen, und von ihrer Erhaltung nichts zu fürchten hatten; aber war wohl das hülflose Leben der Unglücklichen, die ihrer Beschützer und Versorger beraubt waren, ein Glück?

Vier Knaben und zwey Mädchen wurden unter den Gefangenen ausgesucht, und am Bord mit Sanftmuth behandelt. Einer dieser Knaben er-

lernte späterhin die holländische Sprache, und gab dann eine ziemlich genaue Nachricht von seinem Vaterlande, den Eintheilungen desselben, und den Sitten und Gebräuchen der Einwohner. Einen gewissen Stamm derselben schilderte er als Menschen von der riesenhaftesten Statur, nicht weniger denn zehn bis zwölf Fuß hoch; Uebertreibungen, die wir jetzt, ohne uns darüber auszulassen, übergehen können. Einige neuere Reisende bestätigen allerdings das Daseyn einer Menschenrace in Patagonien, die in Vergleichung mit den meisten übrigen Nationen gigantisch heißen kann, übrigens weder eine monströse Größe hat, noch wild ist.

Als sie zu Port Famine anlangten, fanden sie keine Ueberreste von der Stadt St. Philipp, welche die Spanier ehedem erbaut hatten, um die Meerenge zu beherrschen. Ein Haufen Steine zeigte bloß den unglücklichen Fleck an. Am ersten Dezember umschifften sie Cap Forward, und nicht weit davon fanden sie in einer großen Bay ein holländisches Schiff, vom Kapitän Sebald de Wert kommandirt, welcher mit dem Admiral Veerhagen zu einer Expedition abgesegelt, aber von seinem Anführer getrennt worden war. Dieser Offizier benachrichtigte van Noort, er habe über fünf Monathe in der Meerenge zugebracht, und von hundert Mann habe er nur noch acht am Leben behalten. Die Schwierigkeiten und Gefahren, womit dieses Geschwader hatte kämpfen müssen, konnten kaum ihres gleichen haben. Besonders aber war de Wert unglücklich. Mitten unter Krankheiten, Stürmen und Mangel aller Art sahe er sich genöthigt, hier zu verweilen; denn sein Schiff konnte, ohne ausgebessert zu werden, schlechterdings nicht weiter segeln; und als van Noort zu ihm stieß, fand er

zu seiner großen Betrübniß, daß seine Landsleute sich selbst in einer viel zu schlimmen Lage befanden, um ihm bedeutende Dienste leisten zu können. Indeß werden unsere Leser nicht ohne Vergnügen erfahren, daß zuletzt de Wert noch glücklich nach Holland zurück gekehrt ist, nachdem er drey, außerhalb der magellanischen Meerenge gelegene Inseln entdeckt hatte, die nach seinem Taufnahmen Sebalds-Inseln genannt worden sind.

Wir kehren zu unsrer Geschichte zurück. Als van Noort nach der Moritz-Bay schiffte, hatte er das Unglück, von seiner Mannschaft zwey Leute zu verlieren, welche von den Eingebornen getödtet wurden, während sie Muscheln, das elende Nahrungsmittel, wovon die Mannschaft sich hauptsächlich nährte, einsammelten. In den Mündungen der Ströme, welche sich in diese Bay ergossen, erblickten sie ungeheuere Quantitäten Eis von mehr denn zehn Faden Dicke, ungeachtet das Sommersolstitium in jenem Himmelsstriche nahe war.

Der Admiral schiffte aus einer Bay in eine andere, meistens aber nur um neuen Schwierigkeiten zu begegnen. Inzwischen kamen sie am letzten Februar in die Südsee; allein wenig Tage darauf verloren sie das Schiff des Viceadmirals aus dem Gesichte, und sie segelten nun nach dem Rendezvous zu Mocha, im acht und dreyßigsten Grade südlicher Breite. Hier fanden sie eine indianische Stadt von Stroh. Die Einwohner derselben vertauschten ihre Waaren gegen europäische Güter, und die Holländer bekamen hier ein Getränke, Cici genannt, das aus Mais, in Wasser eingeweicht und gegohren, zubereitet war, und von den Indianern außerordentlich geschätzt wurde. Die holländischen Berichte melden, daß unbe-

schränkte Vielweiberey bey diesem Volke eingeführt ist; daß sie keine Gerichtshöfe besitzen, und daß, mit Ausnahme des Mordes, wo Leben um Leben gegeben werden muß, alle andere Vergehungen, Privat- sowohl als Staatsverbrechen, durch eine Bewirthung mit Eici ausgesöhnt werden können.

In der Nähe von der St. Marien-Insel verfolgte und nahm von Noort ein Schiff, daß mit Mehl beladen war. Dieß war eine höchst erwünschte Eroberung; aber jetzt fanden sie sich auch an dem Rande des Verderbens. Der Pilot des eroberten Schiffes meldete ihnen, daß zwey Kriegsschiffe auf sie zu Arica warteten, wo man Nachricht von ihren Plänen erhalten hatte, und wo erst vor kurzem List und Gewalt gegen andere Abenteurer aus Holland gebraucht worden war.

Der Admiral beschloß folglich, nach Val Paraiso zu steuern. Hier nahm er zwey Schiffe; aber die Spanier hatten bereits die Stadt verlassen. Von da segelten sie nach St. Jago, wo sie hörten, daß die Spanier mit den Eingebornen von Chili Krieg führten, und das die Einwohner von Baldivia von dem Feinde niedergehauen worden waren. Sie eroberten einige Schiffe an diesem Orte; weil aber die Spanier ihre Ankunft gewußt hatten, so hatten sie zwey und funfzig Goldkisten nebst andern kostbaren Gütern versenkt. Diesen nachtheiligen Umstand erfuhren die Holländer nicht unmittelbar; sonst dürften sie wohl zu einer barbarischen Rache verleitet worden seyn. Die reiche Stadt Lima bekamen sie am fünf und zwanzigsten April zu Gesicht; worauf sie ihren Lauf nach den Ladronen richteten. Hier fanden sie einen Vorrath von Cacaonüssen und andern Früchten; und erfuhren gleichfalls jene Neigung der Eingebornen zur Dieberey,

die

die sich weder ausrotten noch verhühlen läßt, wenn man nicht Wachsamkeit oder Gewalt anwendet.

An einigen Stellen verschafften sie sich dadurch Erfrischungen, daß sie sich für Spanier ausgaben; an andern war es höchst rathsam, sich unter einem andern Charakter zu zeigen; denn wo die Spanier den Einfluß der Furcht verloren hatten, war der Einfluß der Zuneigung für sie ganz unwirksam.

Auf der Fahrt nach Manilla trafen sie mit einer chinesischen Junke zusammen, die mit Proviant reichlich versehen war, und von deren Befehlshaber sie manche brauchbare Nachricht erhielten. Da Manilla zu stark war, um mit Vortheil angegriffen werden zu können, so steuerten sie nach der Insel Lucon, wo sie eine Barke nahmen, die mit Schweinen und Federvieh, dem Tribute einiger indischen Nationen an die Spanier, beladen war. Bey dieser Insel eroberten sie ferner ein japanisches Schiff von zweyhundert und fünfzig Tonnen, und bald darauf zwey Küstenfahrer, mit Proviant und Brantwein befrachtet.

Bisher hatte sich ihnen noch kein Gegenstand gezeigt, der ihre Anstrengungen hätte belohnen können; doch jetzt sollten sie — so wollte es das eigensinnige Schicksal — einen glänzenden Preiß in der Nähe sehen, ohne ihn wirklich zu erreichen. Sie segelten im Striche der Manilla-Flotte; und endlich trafen sie mit ihr wirklich zusammen. Das Gefecht fing augenblicklich an.

Die Holländer, obgleich schwächer als die Spanier, wurden durch die Hoffnung einer reichen Prise angefeuert; auf der andern Seite aber kannten die Spanier den hohen Werth dessen, was sie zu verlieren hatten. Beyde Theile fochten daher mit einem Muthe, der dem Kampfpreiße vollkom-

men entsprach. Als der holländische Admiral sich in Gefahr sahe, von dem Feinde geentert zu werden; drohte er eher sein Schiff in die Luft zu sprengen als sich zu ergeben. Die Holländer faßten in der Verzweiflung und wegen der Drohungen ihres Anführers neuen Muth; sie schlugen die Spanier zurück, und enterten nur ihrer Seits das Admiralschiff, das aber, trotz aller Bemühungen es zu retten, sank. Der Verlust auf beyden Seiten war beträchtlich, und die Sieger gewannen nichts.

Nach diesem nichts entscheidenden Gefechte segelte van Noort nach Borneo, wo er eine Bothschaft an das Land sendete, und dem König um Erlaubniß ersuchen ließ, mit seinen Unterthanen handeln zu dürfen. Der Fürst, welcher die Holländer für Spanier hielt, wollte sich in keine Unterhandlung mit ihnen einlassen. Indessen erhandelten sie Pfeffer von den Patarees, einem Volke chinesischen Ursprunges.

Die Einwohner von Borneo, über die fremden Gäste eifersüchtig, und durch den Aufenthalt derselben an ihren Küsten beunruhigt, faßten den Entschluß, sie zu überfallen. Sie rüsteten zu diesem Entzweck eine Flotte von hundert Proas aus, und näherten sich unter dem Vorwande, als ob sie Geschenke von ihrem Könige brächten. Allein die Holländer beobachteten sorgfältig die Bewegungen der Insulaner; und da sie ihre List gewahr wurden, so drohten sie ihnen mit dem Feuer der Artillerie, wenn sie näher zu kommen wagen würden. Dieses entschlossene Verfahren hatte die gewünschte Wirkung, und die Eingebornen gaben ihren Plan auf.

Die Holländer charakterisiren die Bewohner dieser Insel als sehr kriegerisch; ja sie schreiben

einen kriegerischen Muth selbst den Weibern zu, von welchen sie erzählen, daß sie eine erlittene Beleidigung mit der Spitze des Wurfspießes zu ahnden pflegen. Einige Insulaner, die es gefährlich fanden, offene Gewalt wider die Holländer zu brauchen, wollten in der Dunkelheit der Nacht die Ankertaue ihrer Schiffe durchschneiden; allein sie wurden zeitig genug entdeckt, und mußten sich, mit Verlust ihrer Proa, durch Schwimmen retten.

Van Noort besaß jetzt nur noch einen Anker, und kaum noch ein Ankertau; aber in dieser mißlichen Lage glückte es ihm, ein den Insulanern gehöriges Fahrzeug zu nehmen, an dessen Bord sich ein geschickter Pilot fand, welcher den Holländern außerordentlich wichtige Dienste in dieser unbekannten See leistete.

Sie setzten ihre Fahrt mit der größten Vorsicht fort, und berührten zuletzt Java, wo sich nichts ereignete, was aufgezeichnet zu werden verdient hätte. Am sechs und zwanzigsten May langten sie zu St. Helena an, wo sie Erfrischungen einnahmen. Sie passirten dann die Linie auf ihrer Rückreise nach Amsterdam, und gingen hier am sechs und zwanzigsten August wohlbehalten vor Anker.

Von den frühern und spätern Schicksalen van Noort's besitzen wir keine besonderen Nachrichten; auch zeigt sich in der von uns beschriebenen Expedition sein Charakter in keinem ausgezeichneten Lichte. Daß er ein Mann von vielem Muth war, leidet keinen Zweifel; aber er scheint nicht den Scharfblick besessen zu haben, welcher glückliche Ereignisse sogleich zu benutzen, oder sich vor gefährlichen Wegen zu hüthen weiß.

Reise
Sir Jakob Lancaster's
nach
Ostindien,
die erste Expedition
auf Rechnung
der
englischen ostindischen Gesellschaft.
Nebst
einer kurzen Uebersicht
der
vorhergegangenen Seefahrten der Engländer nach den Gegenden im Orient.

Bey Gelegenheit einer früheren Reise haben wir bemerkt, daß, obgleich die Engländer durch ihre ursprünglichen Entdeckungen eben nicht glänzten, dennoch England und überhaupt die Welt ihren ausdauernden Anstrengungen es verdankt, daß die vorher so mangelhaften Kenntnisse vervollkommnet, und manches in dieser Rücksicht vollendet worden, was nur nach einem rohen Entwurfe angefangen war. Es gibt also Individuen als Nationen, welche zwar die Fähigkeit besitzen, Erfindungen zu machen, denen es aber an Kraft der Ausführung fehlt. Die Engländer haben sich immer, zwar mit langsamen, aber sicheren Schritten,

ihrem Ziele genähert; und sie haben sich weder von dem einmahl betretenen Wege durch lockende Wahrscheinlichkeiten eines größeren Vergnügens oder Gewinnes ablenken, noch von ihren einmahl begonnenen Untersuchungen durch den Anschein von Schwierigkeit oder Gefahr abschrecken lassen.

Der erste Engländer, welcher die Gründung eines Handelsverkehrs mit dem Oriente vorschlug, war Robert Thorne, ein Kaufmann aus London. Er hatte einige Jahre in Sevilla gewohnt, und daselbst Gelegenheit gehabt, die Geschichte der Entdeckungen in Ost- und Westindien genau kennen zu lernen. Dieser sehr einsichtsvolle und unterrichtete Mann, dessen Schriften wir noch besitzen, scheint eine weit umfassende Praxis mit rationeller Theorie vereint, oder, mit andern Worten, seine Kenntnisse sowohl aus Erfahrung als aus Lectüre entlehnt zu haben. Um das Jahr 1527 ließ er sich Heinrich dem Achten vorstellen, welchem er vollständig, doch mit wenig Worten, die unendlichen Vortheile entwickelte, die sich seine Unterthanen würden verschaffen können, wenn sie gerades Weges nach Ostindien handelten. Um für seinen Vorschlag den Ehrgeiz des unternehmenden und feurigen Fürsten noch mehr zu gewinnen empfahl er ihm auf das nachdrücklichste; nicht nur diese neue Schifffahrt aufzumuntern, sondern auch zu diesem Entzwecke einen neuen Weg zu bahnen; indem er größerer Deutlichkeit halber hinzusetzte, daß, gleichwie die Portugiesen ihre Entdeckungen ostwärts, und die Spanier die ihrigen westwärts verfolgt hätten, eben so die Nationalehre Englands es fordere auf einem besondern Wege nach Indien zu gelangen, und diesen Weg müsse man nordwärts suchen.

Zur Ehre für Thornes Scharfsinn sey es gesagt, daß er frühzeitig die unüberſteiglichen Schwierigkeiten kannte, welche, wie ſich aus ſpätern Erfahrungen ergeben hat, der nordöſtlichen Durchfahrt im Wege ſtehen. Er ſchlug daher nach Grundſätzen einer geſunden Phyſik vor, gerades Weges nordwärts, oder doch wenigſtens beynahe in dieſer Richtung zu ſegeln; denn er hegte die Muthmaßung, daß ſich bey einem ſolchen Laufe viele Unbequemlichkeiten vermeiden, und viele Vortheile gewinnen laſſen würden. Als Grund dieſer Meynung nahm er an, daß die Reiſe in einer ſolchen Jahreszeit unternommen werden könne, da man den Vortheil eines ſechsmonathlichen Tages in jenem Himmelſtriche genieße; und er fiel nicht darauf, daß das Meer unter dem Pole zu einer Zeit gefroren ſeyn könne, da die Sonne durch ihren langen Aufenthalt über dem Horizonte eine ſehr ſtarke Kraft erreichen zu müſſen ſcheint. Er bildete ſich ferner ein, daß, ſo groß auch die Schwierigkeiten beym Anfange einer ſolchen Unternehmung ſeyn ſollten, ſie doch allmählig verſchwinden, und dann durch eine kurze und ſchnelle Fahrt nach den Küſten der Tartarey und Japan, von wo man leicht nach Indien ſchiffen könne, völlig vergütet werden würden.

Mit einem Worte betrachten wir die Zeitperiode, da dieſer Vorſchlag geſchahe, und den Scharfblick, welchen Thorne dabey an den Tag legte, ſo zeigt ſich vieles, was Bewunderung verdient; nichts, was mit Grund getadelt werden könnte, ſo weit menſchliche Einſicht damahls dringen konnte, hatte Thorne den Gegenſtand völlig durchſchaut.

Wiewohl ſich die Sache nun gleich ohne alle

Schwierigkeit auf den Probierstein der Erfahrung hätte bringen lassen, so ward doch der Vorschlag als ein leeres, höchstens als ein scharfsinniges Projekt betrachtet, das zu gewagt sey, um ausgeführt zu werden, und in Rücksicht des Erfolgs zu unwahrscheinlich, um Aufmerksamkeit zu verdienen. Es verflossen mehrere Jahre, bevor sich über die Sache ein neues Licht verbreitete; und in der That war Sir Franz Drake der erste welcher im Jahre 1578 durch Erweiterung der Gränzen der englischen Schifffahrt die geographischen Kenntnisse seiner Landsleute wahrhaft bereicherte. Im nächstfolgenden Jahre segelte ein gewisser Stephens von Lissabon nach Goa um das Vorgebirge der guten Hoffnung, und beschenkte das Publikum mit einer umständlichen Beschreibung dieser Reise in englischer Sprache, während er sich in Goa aufhielt. Dieser Umstand diente dazu, den Geist der Abenteurer zu wecken; und die erstaunenswürdigen Vortheile, welche die Portugiesen aus ihrem ostindischen Handel ernteten, wirkten als ein mächtiger Reiz auf diejenigen, die aus bloßer Liebe zum Neuen unthätig geblieben wären.

Im Jahre 1586 hatte Cavendish durch seine Reise um die Welt die Wahrheit der Berichte von den Morgenländern, die jetzt unter dem Volke sich allgemein zu verbreiten anfingen, von neuem bestätiget. Dem zu Folge segelten Capitän Georg Raymond in seinem eigenen Schiffe, die Penelope genannt, der Merchant Royal unter dem Capitän Elendell, und der Edward Bon-adventure unter dem Capitän Lancaster am zehnten April 1591 von Plymouth nach Ostindien, nicht sowohl in der Absicht, Handel zu treiben, als vielmehr gegen die Portugiesen zu kreuzen. Wir enthalten uns, in

das Detail dieser Reise einzugehen, da sie hauptsächlich nur darum interessirt, weil sie die erste der Engländer nach jener Weltgegend war. Raymond war außerordentlich unglücklich. Bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung sahe er sich genöthigt, eines seiner Schiffe, den Merchant Royal mit den Kranken des Geschwaders nach England zurückzusenden. Der Scorbut hatte sehr gewüthet, und die Zahl der Patienten in einem furchtbaren Grade vermehrt. Nachdem die andern Schiffe ungefähr sechzig Seemeilen jenseits des Vorgebirgs weiter gesegelt waren, überfiel sie ein heftiger Sturm, in welchem das Admiralschiff nebst der ganzen Mannschaft verunglückte. Der Bon = adventure unter dem Capitän Lancaster gerieth in die äußerste Gefahr; denn nachdem der Sturm nachgelassen hatte, brach über dem Schiffe ein fürchterlicher Donnerschlag aus, und von den vier und neunzig Personen am Bord blieb auch nicht ein einziger ganz verschont. Verschiedene wurden getödtet, andere verloren ihr Gesicht, und der Blitz zersplitterte den Mast auf die ausserordentlichste Weise. Auch späterhin mußte Capitän Lancaster mit Unglück kämpfen. Aus Ostindien begab er sich nach Westindien, wo er sein Schiff einbüßte, und nicht ohne große Schwierigkeit Gelegenheit fand, die Rückreise nach England auf einem französischen Kaperschiffe anzutreten.

Ob aber gleich in diesem Zeitraume keine englischen Schiffe regelmäßig nach Ostindien geschickt worden waren, um daselbst Handel zu treiben, so waren doch viele einzelne Engländer in verschiedenen Absichten, dort gewesen. Bey ihrer Rückkunft nach England ertheilten diese so günstige Nachrichten von dem Lande, so wie von der Leichtigkeit, mit der die Engländer dahin würden handeln und Faktoreyen

daselbst gründen können, daß viele Personen von Rang und mehrere reiche Kaufleute den Wunsch zu nähren anfingen, die ihnen so geöffneten Aussichten realisiren zu können. Unter den Vornehmen, welche dieses Vorhaben begünstigten, befand sich Robert Graf von Essex. Wie es scheint, brauchte er einen gewissen Capitän Davis zu einer Entdeckungsreise in Ostindien; und wir besitzen ein Tagebuch dieses Offiziers, daß an seinen Patron gerichtet ist. Capitän Davis segelte mit einem holländischen Geschwader am fünf und zwanzigsten März 1598 von Flushing ab; und sein Bericht ist den ersten August 1600 datirt. Seine Reise war nicht sehr glücklich, weil indeß dabey nichts weiter beabsichtiget ward, als Erkundigungen einzuziehen, so entledigte er sich in dieser Hinsicht seines Auftrages wahrscheinlich zur Zufriedenheit des Grafen.

Nach diesen einzelnen Versuchen, und nachdem man eine so große Masse von Nachrichten gesammelt hatte, daß die Freunde und Beförderer des ostindischen Handels weitere Schritte thun konnten ersuchte man die Königin Elisabeth um einen Freyheitsbrief. Die Königin, der es nicht entging, wie sehr der Staat dabey interessirt sey, Handelsspekulationen zu befördern, bewilligte das Gesuch. Die erste ostindische Octroy ist den ein und dreyßigsten Dezember 1600, im drey und vierzigsten Jahre der Regierung der Königin Elisabeth datirt. Sie ertheilte ein ausschließendes Privilegium für den Zeitraum von fünfzehn Jahren; jedoch mit dem Vorbehalt, daß, wenn innerhalb dieser Zeit der Freyheitsbrief dem Interesse der Nation nachtheilig befunden werden sollte, derselbe, nach zweyjähriger Aufkündigung von Seiten des geheimen Rathes, wieder aufgehoben werden könnte; sollte sich hin-

gegen uns Erfahrung zeigen, daß die neue Handelsgesellschaft der Nation Nutzen schaffe, so mache sich die Königin anheischig, das Privilegium mit andern günstigen Artikeln, die dann nöthig erachtet würden, zu erneuern.

Zu Folge dieses Instrumentes fing die Gesellschaft sogleich an, einen Fond zur Ausführung ihrer Entwürfe zu erheben; und das Publikum begünstigte die Unternehmung so sehr, daß in sehr kurzer Zeit eine Summe von zwey und siebenzig tausend Pfund unterzeichnet war. Mit diesem Kapitale beschloß man fünf starke Schiffe auszurüsten, um den merkantilischen Verkehr mit dem Osten zu eröffnen. Diese waren der Drache, von sechshundert Tonnen und einer Besatzung von zweyhundert und zwey Mann, von Capitän Jacob Lancaster kommandirt, welcher bereits, wie oben bemerkt worden, in jene Gegenden gesegelt war, und aus diesem Grunde zum General oder Admiral ernannt ward: der Hektor, von dreyhundert Tonnen, unter dem Capitän Johann Middleton, dem Viceadmiral; die Ascension von zweyhundert und funfzig Tonnen, und zwey und dreyßig Mann, unter dem Capitän Wilhelm Brand; die Susanne von zweyhundert und achtzig Tonnen, und vier und achtzig Mann, unter dem Capitän Hayward; und der Gast, von hundert und dreyßig Tonnen, der als Proviantschiff ausgerüstet war.

Auf jedem der vier Hauptschiffe fanden sich drey Kaufleute, welche im Sterbefalle einander nachfolgen sollten; und Proviant und Vorräthe hatte man für eine Reise von zwanzig Monathen. Die Kaufmannswaaren und das baare Geld am Bord beliefen sich auf sieben und zwanzig tausend Pfund Sterling; der übrige Theil der subskribirten Sum-

me war auf die Ausrüstung der Flotte und einen Vorschuß für die Mannschaft verwendet worden.

Aus diesem kleinen Anfange ist die größte Handelsgesellschaft, welche die Welt je gesehen hat, entsprungen; eine Gesellschaft, die an Glanz und Reichthum, an Territorial- und Kriegsmacht mit Königen und Kaisern wetteifern kann, und deren politischer Einfluß, jetzt durch die brittische Regierung sanctionirt, dem entferntesten Osten Gesetze vorschreibt, und, je nachdem sie begünstigt oder sich feindselig zeigt, im Kriege die Wagschale sinken oder steigen macht.

Die Königin Elisabeth versahe die Gesellschaft mit Empfehlungsschreiben an verschiedene indische Fürsten; und um den Zwistigkeiten und Leidenschaften vorzubeugen, welche allen großen Unternehmungen so nachtheilig sind, ward der Admiral bevollmächtigt, nöthigen Falls nach den Kriegsgesetzen zu entscheiden.

Als die Ausrüstung beendigt war, segelte die Flotte von Dartmouth am achtzehnten April 1601 ab. Zu Torbay legte sie an, und hier theilte der Admiral seine Instruktionen den verschiedenen Befehlshabern mit. Sie erhielten die Weisung, so viel wie möglich in Gesellschaft zu fahren; sollten sie aber durch unvermeidliche Ereignisse von einander getrennt werden, so waren die Oerter bestimmt, wo sie sich wieder zu versammeln hatten.

Auf der Fahrt nach den canarischen Inseln bekamen sie am fünften May Alegranza, die nördlichste derselben, zu Gesichte; aber wegen häufiger Windstillen, und weil sie eben so oft widrigen Wind hatten, dauerte es bis zum ein und zwanzigsten Junius, ehe sie den zweyten Grad nördlicher Breite erreichten. In dieser Breite begegneten sie einem

portugiesischem Schiffe. Weil Portugall damahls der spanischen Krone unterworfen war, mit welcher die Engländer Krieg führten, so machte das Geschwader Jagd auf dieses Schiff, und bemächtigte sich desselben. Es war eine schätzbare Prise, denn es führte Wein, Oel und Mehl, das man aus dem Schiffe nahm und unter das Geschwader vertheilte.

Am letzten Tage des Junius passirten sie die Linie; und einige Zeit darauf ward das Proviantschiff der Gast ausgeladen, weil man es zur Reise untauglich fand. Die Masten, Segel und Raaen hob man auf, und das Schiff selbst ließ man in der See forttreiben.

Nachdem man den Wendekreis des Steinbocks passirt hatte, fingen von der Mannschaft viele an krank zu werden, weil man lange Zeit in so heißen Himmelsstrichen hatte verweilen müssen. Die Krankheit nahm dermaßen überhand, daß um den ersten August auf allen Schiffen, das des Admirals allein ausgenommen, nur noch so viel gesund waren, als eben hinreichten, die Segel zu besorgen. In kurzer Zeit griff das Uebel so sehr um sich, daß die Offiziere und Kaufleute mit Hand anlegen mußten. Als sie aber auf das äußerste gebracht waren, trat ein günstiger Wind ein, der sie in kurzer Zeit nach Saldanna brachte, wo der Hector zuerst vor Anker ging. Der Admiral strengte sich aufs äußerste an, um die übrigen Schiffe in den Hafen zu bringen. Man ließ die Gesunden von dem einen zu den andern übersetzen; und so gelang es zuletzt, das gesammte Geschwader in Sicherheit zu bringen.

Die Mannschaft des Admiralschiffes war bey weitem am gesundesten. Dieß rührte lediglich daher, daß sich am Bord desselben einige Flaschen Ei-

tronensaft fanden. Von diesem erhielten die Leute so lange er dauerte, jeden Morgen früh nüchtern drey Löffel voll. Die heilsamen Wirkungen dieses schätzbaren fäulnißwidrigen Mittels waren also, wie es scheint, sehr frühzeitig bekannt; wie sehr muß man es folglich beklagen, daß, da alle Seefahrer ein so leichtes Mittel haben können, dennoch im Allgemeinen so wenig für die Erhaltung der Gesundheit des Schiffvolkes in heißen Himmelsstrichen gesorgt wird! Capitän Cook hat seinen Nahmen mehr durch seine menschenfreundliche und glückliche Sorgfalt für die Gesundheit seiner Leute, als durch alle seine Unternehmungen und Entdeckungen verewiget. Ohne Gesundheit müssen die überdachtesten Pläne scheitern, und die größte Gewalt ist unvermögend etwas auszurichten. Je zahlreicher dann die Mannschaft ist, desto größer wird nun das Unglück, desto dringender die Gefahr. In einem Lande, wie Großbrittanien, wo Seeleute das Bollwerk aller Macht, und die Quelle des Nationalreichthums sind, kann man das Publikum nicht zu lebhaft überzeugen, daß Krankheiten derselben durch alle Mittel verhütet werden müssen, welche die Arzneykunde und lange Erfahrung bewährt gefunden haben. — —

Nachdem der Admiral den sinkenden Muth seiner Leute aufgerichtet, und ihnen allen Beystand geleistet hatte welchen die Umstände nur immer gestatteten, begab er sich ans Ufer. Hier traf er auf einige von den Eingebornen, denen er Zutrauen zu den sie besuchenden Fremden durch gütige Behandlung und durch Vertheilung einiger Geschenke einzuflößen bemüht war. Dann betrat er den allerkürzesten Weg, den wir kennen, um einem Volke, das seiner Sprache unkundig war, und dem er sich auch durch keinen Dollmetscher mittheilen konnte, seine Meinung

begreiflich zu machen. Er brauchte einen Vorrath von Rindvieh und Schafen; und um dieß Bedürfniß den Einwohnern deutlich zu machen, redete er zu ihnen in der Sprache dieser Thiere selbst. Er brüllte wie eine Kuh; er blökte wie ein Schaf; und so komisch auch diese Art der Mittheilung scheinen mag, so begriffen ihn doch die Eingebornen mit einem Mahle.

Als seine Gäste, sehr zufrieden mit den erhaltenen Geschenken und mit ihrer Behandlung, Abschied genommen hatten, befahl er, für die Kranken Zelte von den Segeln aufzuschlagen. Auch ließ er einige leichte Festungswerke aufführen, um einen plötzlichen Angriff der Eingebornen abzuschlagen, im Fall diese mit dem Aufenthalte der Engländer unzufrieden werden, oder ihre jetzigen Gesinnungen ändern sollten. Er befahl ferner, daß, wenn die Einwohner mit ihrem Vieh an den Strand kämen, nur fünf bis sechs Personen, denen dieß Geschäft besonders übertragen worden, mit ihnen unterhandeln durften; jedoch sollte sich eine Compagnie mit Musketen und Piken bewaffnet, in der gehörigen Entfernung aufhalten, um auf alle Fälle vorbereitet zu seyn. Dieser wohlüberdachte Befehl wurde streng befolgt; niemand durfte, ohne Erlaubniß, mit den Eingebornen irgend einen Verkehr treiben; und so erlitt die Eintracht, die zwischen beyden Theilen bestand, während des Aufenthalts des englischen Geschwaders keine Unterbrechung noch Abnahme.

Am dritten Tage nach der Landung brachten die Eingebornen Rindvieh und Schafe an den Strand herab getrieben, die man sehr wohlfeil, jedoch zur Zufriedenheit der Verkäufer einhandelte. Für einen Ochsen gab man zwey Stück von Achten;

und für ein Schaf eines. Eiserne Ringe und andere Sachen von gleich geringem Werthe dienten gleichfalls zu Tauschartikeln. In zehn bis zwölf Tagen hatte man tausend Schafe und zwey und vierzig Stück Ochsen eingehandelt; und die Eingebornen waren mit dem, was man ihnen dafür gab, so sehr zufrieden, daß man jetzt noch einmahl so viel hätte bekommen können. Die Ochsen waren groß und sehr fett; und das Schafvieh von ungemein süßem Fleische, und überhaupt von sehr guter Beschaffenheit.

Nachdem so viel Thiere gekauft worden waren, als man nöthig zu haben glaubte, ließ man die Schafe um die Zelte herum weiden. Späterhin, da die Engländer ihren Vorrath zu vermehren wünschten, wiesen die Eingebornen auf die Thiere, die bereits eingehandelt wurden. Wahrscheinlich fingen die letztern zu besorgen an, daß die fremden Gäste sich in ihrem Lande niederlassen möchten, weil diese, ohne ein solches Vorhaben, einen größern Vorrath von Vieh nicht nöthig zu haben schienen. Dieß machte die Eingebornen abgeneigt, den Handel zu erneuern; doch folgte daraus zwischen beyden Theilen kein Mißverständniß.

Weil die Leute nunmehr genasen, so ließ der Admiral die Zelte abbrechen. Man nahm einen frischen Vorrath von Holz und Wasser an Bord, und stach den neun und zwanzigsten October in See. Den sechs und zwanzigsten November bekam man das Vorgebirge von Madagascar zu Gesicht. Indem man ostwärts steuerte, brach der Scorbut bey der Mannschaft von neuem aus; allein am siebzehnten Dezember ging das Geschwader zwischen der St. Marien-Insel und Madagascar

vor Anker, wo man einen sehr erwünschten Vorrath von Pomeranzen und Zitronen antraf.

Die St. Marien-Insel ist hoch und waldig; die Eingebornen haben eine dunkle Farbe, und Haare und Gesichtszüge wie Neger. Sie gingen ganz unbekleidet, wenn man eine kleine Bedeckung ausnimmt, die von dem Unterleibe herabhing. Uebrigens schienen sie kriegerisch, ohne jedoch ungesellig zu seyn. Ihre vorzüglichsten Nahrungsmittel waren Reiß und Fische. Indeß konnten sich die Engländer vom erstern nur einen kleinen Vorrath verschaffen; denn da die Aernte dieses Gewächses noch nicht da war, so schienen die Eingebornen nicht mehr reichlich damit versehen zu seyn. Ueberdieß erhielten die Engländer etwas Ziegenmilch; aber nur eine Kuh erblickte man auf dem ganzen Eilande, und diese ward weggetrieben, als sich die Engländer näherten. Weil es unmöglich war, sich hier hinlängliche Erfrischungen zu verschaffen, und weil außerdem der Ankerplatz unsicher befunden ward, so segelte der Admiral nach Antongil. So bald die Engländer die sehr bequeme Bay erreicht hatten, eilten sie ans Land. An den Felsen fanden sie eine Schrift, die ihnen meldete, daß fünf holländische Schiffe, welche vor kurzem hierher gekommen waren, gegen zweyhundert Mann durch Krankheit verloren hatten.

Diese Nachricht machte sie natürlich bestürzt: indeß hofften sie glücklicher zu seyn, als ihre Vorgänger an derselben Station gewesen waren. Die Eingebornen fanden sich in kurzer Zeit bey ihnen ein, und unterrichteten sie durch Zeichen, daß die Holländer den größten Theil ihres Vorrathes an Proviant gekauft hätten. Dennoch gingen sie mit den neuen Ankömmlingen einen Handel ein. Die

Eng-

Engländer erhielten Geflügel, Reiß und Früchte, aber um hohe Preise. Die Eingebornen zeigten sich als sehr geschickte und verschlagne Kaufleute; immer verlangten sie etwas mehr, als ihnen gebothen ward; und hatte man ihnen einmahl ihre Forderung zugestanden, so ließen sie dann nichts nach.

Lancaster, welcher ihre List bald gewahr ward, ließ nun Maaße machen, deren jedes ung fähr ein Quart hielt, und bestimmte, wie viel Glaskügelchen für ein jedes solches Maaß in Tausch gegeben werden sollten. Dieselbe Einrichtung ward in Rücksicht der Früchte und der Pisangs getroffen. Es ward bestimmt, wie viel deren für ein Kügelchen die Eingebornen geben müßten; und von dieser Norm durfte nicht abgewichen werden. Anfangs wollten sich die Eingebornen nicht gleich fügen; weil sie aber fanden, daß die Sache nicht zu ändern stand, so ließen sie es sich gefallen; und von jetzt an ward der Tauschhandel rechtlich, ohne alle Schikane und Streit. In der That bewährte der Admiral bey mehrern Gelegenheiten eine Einsicht und Ueberlegung, welche zur Gnüge zeigte, daß die Personen, die ihm ihr Zutrauen geschenkt hatten, sich in ihm nicht irrten.

Die Engländer erhielten hier ziemlich viel Reiß, eine große Menge Pomeranzen, Zitronen und Pisangs, acht Kühe und einiges Geflügel. Während sie hier vor Anker lagen, setzten sie eine Pinnasse von achtzehn Tonnen zusammen, deren Materialien sie am Bord hatten. Dieß Fahrzeug ward ihnen sehr nützlich zum Sondiren, und dann und wann zu Fahrten an das Ufer, wo größere Schiffe nicht ohne Gefahr hätten gebraucht werden können.

Jetzt müssen wir der Sterblichkeit gedenken,

welche den Engländern in dieser Bay bevorstand. Vom Drachen starben der Unterschiffer, der Kapellan und der Wundarzt, nebst drey gemeinen Seeleuten; vom Hektor der Lothse und zwey andere. Sie starben alle an der Ruhr, die, wie man muthmaßte, von dem ungesunden Wasser entstanden war. Ein unglücklicher Zufall trug noch bey, diesen unvermeidlichen Verlust zu vermehren. Während der Kapitän der Ascension in seinem Boote den Unterschiffer vom Drachen bestatten half, und das Schiff, wie gewöhnlich, seinem verstorbenen Offizier mit einer Salve die letzte Ehre erwies, traf eine Kugel — die Kanonen waren scharf geladen — das Boot der Ascension, und tödtete den Kapitän und noch eine Person. So hatten die Begleiter eines Leichenbegängnisses das Schicksal, dasselbe Grab zu füllen!

Am sechsten März verließ die Flotte diese Bay, und nach zehn Tagen erblickte sie die Insel Roque Piz, im 10° 30′ südlicher Breite. Lancaster bemühete sich hier, aber umsonst, eine bequeme Rhede ausfindig zu machen; das Wasser war allzutief; als daß die Schiffe mit Sicherheit hätten vor Anker gehen können. Dieses Eiland hatte eine reitzende Ansicht; es war voller Kokos- und andere Bäume; und die Vögel waren hier so sehr zahlreich, und mit den Nachstellungen des Menschen zu ihrem Verderben so wenig bekannt, daß sie um die Schiffe herumschwärmten, und sich leicht fangen oder tödten ließen. Ihr Fleisch war fett und außerordentlich schmackhaft.

Auf einer Fahrt, wo die Engländer so wenig Hülfsmittel hatten, um ihren Lauf gehörig zu richten, geriethen sie mehr als einmahl in Gefahr, auf Klippen und Untiefen zu stoßen. Endlich er-

reichten sie eine von den nicobarischen Inseln, wo sie einige wenige Erfrischungen, aber kein Wasser fanden. Die Eingebornen näherten sich den Schiffen in Canots, deren jedes zwanzig Mann fassen konnte; und zum Eintauschen brachten sie eine Art Gummi mit, das die Engländer anfangs irriger Weise für Bernstein ansahen, und als solchen einhandelten.

Den sechsten Junius ankerte der Admiral auf der Rhede von Achen in Sumatra, ungefähr zwey Meilen von der Stadt, wo sie gegen zwanzig Schiffe von verschiedenen östlichen Nationen antrafen. Zwey holländische Kaufleute, welche sich hier aufhielten, um die Sprache und die Sitten des Landes kennen zu lernen, machten in kurzer Zeit dem Admirale ihre Aufwartung, und meldeten ihm, der König, der für Fremde eine große Vorliebe hege, werde die Engländer herzlich bewillkommen, und der Ruf von der Königin Elisabeth und ihrem glorreichen Siege über die Spanier sey bereits über die entferntesten Länder des Orients verbreitet.

Diese Nachricht bewog den Admiral, Kapitän Middleton und einige Offiziere dem Könige aufwarten und ihm melden zu lassen, der Befehlshaber der eben angekommenen Flotte bringe eine Bothschaft und ein Schreiben von der erlauchten Beherrscherin Englands an den glorreichsten Regenten von Achen und Sumatra. Zugleich ließ er den König ersuchen, daß er geruhen möchte, dem Admirale eine Audienz zu bewilligen, und ihm und seinen Begleitern sicheres Geleit zu ertheilen, damit der letztere persönlich seines Auftrages sich entledigen könnte.

Middleton ward vom Regenten sehr gnädig

aufgenommen. Dieser bewilligte ihm sein Gesuch ohne alle Weigerung, und that an ihn eine Menge Fragen. Dann ward ein prächtiges Gastmahl angestellt; und als der Kapitän wieder abreiste, erhielt er zum Geschenk ein Gewand und einen Calico-Turban, mit Gold gestickt, als ein besonderes Zeichen der königlichen Gunst. Der König äusserte den Wunsch, der Admiral möchte erst von den Mühseligkeiten seiner Reise noch einen Tag ausruhen; am nächsten Tage solle ihm dann die Audienz zu Theil werden. Was das sichere Geleit betreffe, versicherte er ihm, so habe er in seinem Gebiete so wenig zu besorgen, als in England selbst.

In Gemäßheit dieser Antwort landete der Admiral nebst einem Gefolge von etwa dreyßig Personen. Die holländischen Kaufleute verfügten sich unmittelbar zu ihm, und führten ihn in ihr Haus; denn er wollte ein eigenes nicht eher beziehen, als bis er eine Unterredung mit dem Könige gehabt haben würde. Bald darauf langte einer der Großen des Reiches an, und verlangte das Schreiben der Königin; aber der Admiral weigerte sich, dasselbe aus den Händen zu geben, indem er bemerkte, es sey in Europa Sitte, daß die Abgesandten die Briefe derer, welche sie repräsentirten, dem fremden Regenten selbst, aber nicht seinen Ministern, überlieferten. Der Grand bath dann, daß man ihm nur die Aufschrift zeigen möchte. Diese schrieb er ab, und nachdem er das Siegel sorgfältig betrachtet hatte, nahm er mit vieler Höflichkeit Abschied, um seinem Fürsten zu melden, was er gesehen hatte.

Bald nach seiner Entfernung schickte der König von Achen sechs Elephanten nebst Trompeten, Trommeln und Fahnen, und ein ziemlich starkes

Korps Leute, um den Admiral nach dem Hofe abzuholen. Der größte von den Elephanten war dreyzehn bis vierzehn Fuß hoch, und trug auf seinem Rücken einen kleinen Thurm in der Gestalt einer Kutsche, mit karmoisinrothem Sammet bedeckt. In der Mitte dieser Erhöhung fand sich ein goldnes mit reich gesticktem seidenen Zeuge bedecktes Becken, und in dieses ward das Schreiben der Königin gelegt. Der Admiral bestieg dann einen andern Elephanten; ein Theil seiner Begleitung ritt, und ein andrer ging zu Fuß. Als der Zug die Pforte des Pallastes erreicht hatte, mußte er still stehen, bis der König weitere Befehle ertheilen würde; doch in wenig Minuten ward der englische Gesandte ersucht, einzutreten. — So wie der Admiral sich dem Fürsten näherte, bezeugte er ihm seine Verehrung nach der Sitte des Landes, und meldete ihm dann kürzlich, er sey von der großmächtigsten Königin Englands hergesendet worden, um seiner Hoheit Glück zu wünschen, und einen Friedens- und Freundschaftstraktat mit Seiner Majestät abzuschließen. — Während er diese Rede hielt, unterbrach ihn der König, und antwortete folgendes: „Ich zweifle nicht, daß „Ihr durch die weite Reise, die Ihr unternommen „habt, ermüdet seyd, und Euch zu setzen und zu „erfrischen wünschet. Ihr seyd mir sehr willkommen, und sollet von mir erhalten, was Ihr nur „immer für Eure Gebieterin mit Grunde fordern „könnet, denn sie ist aller Freundschaftsbezeugungen würdig, da das Gericht sie als eine edle „Fürstin schildert."

Der Admiral langte nun das Schreiben der Königin hervor, und überreichte dasselbe dem Fürsten. Dieser nahm es an, und übergab es ei-

nem Edelmanne, welcher die Aufwartung hatte. Dann überreichte der Admiral die Geschenke: ein silbernes Becken mit einer Fontaine in der Mitte, zweyhundert und funfzig Unzen schwer; einen großen silbernen Becher; einen reichen Spiegel; ein Besteck sehr geschmackvoll gearbeiteter Dolche; einen reich gestickten Gürtel, und einen Fächer von Federn. Diese Sache wurden einem Edelmanne übergeben; nur den Fächer nahm der König in seine eigne Hand und verordnete, daß seine Weiber ihn ins künftige damit abkühlen sollten.

Lancaster ließ sich darauf nach morgenländischer Sitte nieder, und ein prächtiges Mahl ward aufgetragen. Alle Geschirre waren von reinem Gold, oder aus einer Mischung von Erz und Gold, die eben so hoch wie das reine Metall geschätzt ward. Während dieses Gastmahls trank der König, der einige Fuß über den Boden erhaben saß, einige Mahle dem Admirale in Arrak zu; allein so bald der englische Gesandte die Stärke dieses Getränkes bemerkte, schränkte er sich nach dem ersten Versuche auf eine Mischung desselben mit Wasser ein.

Nach Beendigung dieses festlichen Mahles ließ der König einige Sängerinnen und Tänzerinnen holen, und befahl seinen Weibern, sie mit Musik zu begleiten. Diese Weiber waren sehr reich gekleidet, und mit Armbändern und Juwelen geschmückt. Daß sie sich den Fremden zeigen durften, war für diese eine ungemeine Ehre; und diese Ehre ward nur denen zu Theil, welche der König auszuzeichnen wünschte.

Der König verehrte dem Admirale darauf ein feines weißes Calico-Gewand, mit Gold reich gestickt; einen schönen Gürtel von türkischem Leder

und zwey Kreuze, welches besondere Arten von Dolchen sind. Dieß alles legte ihm ein Großer des Reichs in Gegenwart der Königes an; und mit diesen Zeichen der Achtung ward er entlassen. Zugleich ward ein Begleiter ernannt, welcher den Admiral in der Stadt herumführen, und ihm darin eine Wohnung aussuchen sollte. Das Letzte verbat sich Lancaster, weil er sich lieber am Bord aufhalten wollte.

In der nächsten Audienz, welche Lancaster erhielt, sprach der König über den Inhalt des Schreibens der Königin, womit er sehr zufrieden zu seyn schien. Er äußerte seinen Wunsch, mit der Königin von England vermittelst eines Tractates freundschaftliche Verhältnisse anzuknüpfen; und in Rücksicht eines Handelsverkehrs erinnerte er, daß er zweyen seiner Großen anbefohlen habe, mit dem Admirale hierüber in Unterhandlungen zu treten, und daß die Wünsche der Königin in dieser Hinsicht befriedigt werden sollten.

Auf diese den Engländern sehr erwünschte Unterredung folgte wiederum ein Gastmahl; und am nächstfolgenden Tage wurden die zwey Minister, welchen das auf den Handel sich beziehende Geschäft übertragen war, vom Admirale ersucht, die Zeit zu dieser Verhandlung fest zu setzen. Einer dieser Deputirten war der hohe Priester von Achen, ein Mann, der sich durch seinen Charakter die größte Hochachtung, sowohl des Fürsten als des Volkes, erworben hatte; der zweyte gehörte zu dem alten Adel, sein Aeußeres war ernst, aber er taugte zu dem ihm übertragenen Geschäft weniger als sein College.

Nachdem die Zeit zur Zusammenkunft festgesetzt worden, erfolgte die Conferenz. Man be-

diente sich dabey der arabischen Sprache, welche beyde Minister verstanden; und ein dieser Sprache sehr kundiger Jude, den der Admiral aus England mitgenommen hatte, diente zum Dollmetscher. Nachdem Lancaster einige vorläufige Forderungen in Betreff der Privilegien gethan hatte, welche den Kaufleuten zu bewilligen wären, wollte der hohe Priester zuförderst die Gründe hören, die seinem Erachten nach den König bewegen könnten, jene Privilegien zuzugestehen. Der Admiral sprach nun weitläuftig von den vortheilhaften Folgen des Wohlwollens und der Freundschaft der Königin, und von ihrem Eifer, andere gegen den König von Spanien, den gemeinschaftlichen Feind des Orients, zu beschützen. Abgesehen von der persönlichen Achtung, welche seiner Gebieterin gebühre, erfordere es der Privatnutzen des Königs von Achen, das Anerbieten eines Handelsverkehrs anzunehmen; den Regenten gewännen Ruhm und Macht in den Verhältniß, wie der Reichthum ihrer Unterthanen zunähme, dieser aber wachse am schnellsten durch Handel, und je freundschaftlicher Fremde aufgenommen würden, desto mehr werde der Handel zum Nutzen des Königes und des Volkes aufblühen. Was nun besonders Achen betreffe, so besitze der Hafen eine treffliche Lage, um der große Marktplatz des Ostens zu werden. In diesem Falle werde nicht nur die Macht des Königs wachsen, sondern auch der Handel der Portugiesen und ihre Usurpationen in Indien allmählig in Verfall gerathen. — Ueberdieß äußerte Lancaster, daß, wenn der König Künstler brauchen sollte, er dergleichen aus England erhalten könnte, er habe dann nur die Reisekosten zu tragen, und ihnen freyen Ein- und Ausgang zu bewilligen. Mit ei-

nem Wort, alles, was nur immer England geben könne, solle zu den Diensten des Königes seyn, vorausgesetzt, daß er nichts fordern werde, was sich mit der Würde der Königin, den Gesetzen des Königreiches, und den Bündnissen der Königin mit christlichen Potentaten nicht vereinbaren könne.

Als die Verhandlung so weit gediehen war, ersuchte der hohe Priester den Admiral, ihm ein Memoire über die Privilegien, die er im Nahmen der Königin forderte, und über die Gründe seines Gesuchs zuzustellen, indem er ihm versicherte, daß er binnen wenig Tagen die Antwort des Königes erhalten sollte. Dann besprachen sie sich einige Zeit über die allgemeine Politik Europens, worauf der Admiral Abschied nahm.

Lancaster unterließ nicht, den verlangten Aufsatz abzuliefern. Das nächste Mahl, als er sich an den Hof begab, fand er den König mit einem Hahnengefecht beschäftigt, was sein Lieblingsvergnügen gewesen zu seyn scheint. Der Admiral schickte seinen Dollmetscher ab, um den König an die Sache zu erinnern, worüber er sich mit den Ministern besprochen hatte. Der König winkte darauf dem Admirale, näher zu kommen, und sagte ihm, er sey bereit, einen Friedenstraktat mit der Königin von England abzuschließen; und was die in dem Aufsatze specificirten Artikel beträfe; so sollten sie von einem seiner Sekretäre getreulich abgeschrieben und von ihm selbst beurkundet werden. Dem zu Folge ward auch wenig Tage darauf das Instrument von dem König eigenhändig, mit vielen Aeußerungen von Achtung und Glückwünschungen an Lancaster übergeben.

Es dürfte dem Leser nicht uninteressant seyn, die erste Gründung der Privilegien der Engländer

in Ostindien näher kennen zu lernen. Das Wesentliche der Artikel, welche der König von Achen sanctionirte, bestand in Folgenden: Die Engländer sollten unbeschränkte Freyheit haben und ungehindert handeln dürfen. Ihre Güter, sie möchten nun ein- oder ausgeführt werden, sollten zollfrey seyn. Im Fall einer Gefahr sollten ihnen die Unterthanen und Schiffe von Achen schnellen Beystand leisten. Es sollte ihnen erlaubt seyn, nach ihrer freyen Willkühr Testamente aufzusetzen und ihre Güter zu vermachen. Alle Kaufkontrakte sollten für die Unterthanen von Achen verbindlich seyn, und die Zahlungen richtig abgetragen werden. Die Engländer sollten Erlaubniß erhalten, unter sich selbst Recht zu sprechen; würde ihnen aber von den Eingebornen Unrecht zugefügt, so würde der König ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Ihre Güter sollten weder aufgehalten, noch willkührlich geschätzt werden. Endlich sollten sie Gewissensfreyheit genießen.

Nachdem auf diese Weise die Rechte der Engländer auf die feste Basis der Vernunft und der wechselseitigen Vortheile gegründet worden, war nun das nächste Geschäft der Kaufleute, Pfeffer einzuhandeln, um damit ihre Schiffe zu befrachten; allein wegen der Unfruchtbarkeit des letzten Jahres fand sich davon nur ein sehr kleiner Vorrath. Inzwischen erhielten sie Nachricht, daß ein Schiff mit Pfeffer in Priaman, einen Hafen gegen hundert und funfzig Seemeilen weit, geladen werden könnte; und der Admiral schickte daher die Susanne, unter dem Capitän Heinrich Middleton, dahin ab.

Als Lancaster die Natur des Handels in diesem Lande und die Waarenpreise untersuchte, fand er zu seiner nicht geringen Verlegenheit, daß der Bericht des Capitäns Johann Davis, des Oberpiloten, an

die Londne Kaufleute über den Einkauf des Pfeffers von der Wahrheit unendlich abwich. Davis hatte angegeben, daß ein Centner Pfeffer hier für vier Realen von Achten eingekauft werden könnte; der Admiral hingegen konnte eine solche Quantität nicht viel unter zwanzig Realen bekommen. Aus diesem Grunde war er nicht wenig verlegen, wie er die Schiffe so würde befrachten können, daß er seinen Credit, die Achtung seiner Committenten, und die Ehre seines Landes rettete; denn die letzte würde in den Augen benachbarter Nationen verloren haben, wenn er aus Ostindien leer zurückgekehrt wäre. Ueberdieß beobachtete der portugiesische Gesandte alle Bewegungen des Admirals mit einem eifersüchtigen Auge; und es würde ihm die größte Freude gewährt haben, wenn er die Pläne der englischen Abenteurer hätte vereiteln können. Zum Glück für die Engländer war er beym Könige nicht sonderlich beliebt; denn als er sich das letzte Mahl am Hofe befand, hatte er den König auf eine sehr zudringliche Art um die Erlaubniß ersucht, eine Factorey und ein Fort am Eingange des Hafens unter dem Vorwande errichten zu dürfen, damit die Güter seiner Nation mehr gegen Feuersgefahr gesichert würden. Der Fürst fragte ihn darauf sarkastisch, ob denn etwa sein Herr eine Tochter habe, die er mit dem Prinzen von Achen vermählen wolle, da ihm die Sicherheit dieses Landes so sehr am Herzen liege. Er setzte hinzu, die Kosten, welche die Erbauung eines Forts erfordern würde, seyen unnöthig, denn er wolle ihm zur Factorey ein bequemes Gebäude landeinwärts zwey Meilen weit vom Ufer einräumen, wo die Portugiesen von ihm geschützt weder Feinde noch Feuer würden fürchten dürfen.

Diese schneidende Antwort kränkte nicht wenig den portugiesischen Gesandten; und auf der andern Seite fühlte sich der Fürst durch das Anmaßliche des Gesuchs etwas beleidiget.

Ob aber gleich der Gesandte seinen Plan vereitelt sahe, so gab er doch darum sein Vorhaben nicht auf, das Interesse Portugals zu befördern, und den Engländern entgegen zu wirken. Um die Schritte des Admirals beobachten zu können, bediente er sich eines Indianers, der in portugiesischen Dienste stand. Dieser mußte sich öfters zu den Engländern unter dem Vorwande begeben, als ob er Lebensmittel an sie verkaufen wollte. Der Admiral kannte die Verbindungen dieses Mannes, und gerieth bald auf den Verdacht, daß er sich als Spion brauchen lasse; indeß befahl er seinen Leuten, ihn gut zu behandeln, und das Federvieh, welches er zum Verkauf brachte, ihm zu hohen Preisen abzukaufen; denn er dachte, daß, wer niedrig genug sey, sich bestechen zu lassen, auch kein Bedenken tragen werde, um einen höhern Preis das ihm Anvertraute an andere zu verrathen.

Endlich suchte Lancaster selbst Gelegenheit, mit dem Indianer zusammenzukommen. Er fragte ihn, woher er komme, und zu welchem Lande er gehöre, und so brachte er ihn, mit einiger Schwierigkeit und nach einigen Kunstgriffen zum Geständnisse, daß der portugiesische Gesandte sich seiner bediene, um Nachrichten über die Engländer und die Stärke ihrer Schiffe einzuziehen; und diese Nachrichten wolle dann der Gesandte nach Malacca übermachen, um von da her eine Kriegsmacht zu erhalten, die stark genug sey, das englische Geschwader anzugreifen. Da der Admiral ihn so offenherzig fand, so versprach er ihm seine Freyheit und andere Beloh-

nungen, wenn er ihm von Zeit zu Zeit Nachricht von den Unternehmungen des Gesandten brächte.

Die Heiterkeit, die jetzt aus dem Gesichte des Indianers glänzte, und die Schnelligkeit seiner Schritte zeugte von dem Vergnügen, welches er über die ihm jetzt geöffneten Aussichten empfand. Er betrieb das ihm übertragene Geschäft mit großer Geschicklichkeit und Vorsicht; und ob er gleich regelmäßig alles mittheilte, was er bey dem portugiesischen Gesandten beobachten konnte, so wurde er doch weder bey diesem einer Verrätherey verdächtig, noch galt er bey den Engländern, mit Ausnahme des einzigen Admirals, für einen Freund.

Als Lancaster sich das nächste Mahl am Hofe fand, unterredete sich mit ihm der König über eine Gesandtschaft, die der König von Siam an ihn abgeschickt hatte, und die sich auf die Eroberung von Malacca bezog, wozu seine Mitwirkung verlangt ward. Der Admiral munterte den Fürsten zu dieser Expedition durch viele dringende Gründe auf, und erklärte sich sehr lebhaft gegen die Anmaßlichkeit des portugiesischen Abgesandten, welchen er in keinem andern Lichte als dem eines Spions darstellte. Der König versetzte, er sehe wohl ein, daß die Portugiesen feindliche Gesinnungen gegen ihn hegten; und äußerte zugleich sein Erstaunen, daß dieß auch den Engländern bekannt sey. Lancaster erwiederte, der portugiesische Abgeordnete habe ihn auch mit Spionen umgeben, und seine Absicht sey, von Malacca ein Geschwader kommen zu lassen, um die Engländer zu überfallen. Hierüber lächelte der König, und bemerkte, Lancaster dürfe von dieser Gegend her keine Gefahr befürchten, weil sich in Malacca keine Kriegsmacht finde, die stark genug sey, ihm Schaden zuzufügen. Der Admiral antwortete, er

fürchte gar nicht die Unternehmungen der Portugiesen wider das englische Geschwader; aber er besorge, daß, wenn die Nachricht des portugiesischen Gesandten nach Malacca gelange, er dann nicht im Stande seyn werde, die Portugiesen anzugreifen, weil sie es nicht wagen würden, ihre Häfen zu verlassen. Er ersuchte daher den König, einige von der Dienerschaft des Gesandten zurückzuhalten, die so eben im Begriff wären, aus einem andern Hafen mit Depeschen nach Malacca abzureisen. Der König versprach ihm, die nöthigen Befehle zu diesem Endzwecke zu ertheilen.

Die Bothen des portugiesischen Gesandten, welche, wie man erwartete, mit Zeichnungen von den englischen Schiffen und mit Briefen von ihrem Herrn versehen waren, begaben sich, um nicht beobachtet zu werden, nach einem Hafen, der gegen fünf und zwanzig Meilen von Achen entfernt war. Hier schifften sie sich ein. Allein indem sie den Hafen verließen, verfolgte sie eine Fregatte, deren Befehlshaber darauf drang, die Ladung des Schiffes zu durchsuchen. Als er die zwey portugiesischen Bothen am Bord fand, fragte er sie in einem strengen Tone, woher sie kämen und wohin sie sich begeben wollten. Sie ertheilten ihm einen der Wahrheit gemäßen Bericht in Beziehung auf sich selbst und auf ihre Bestimmung, so weit sie den Endzweck derselben kannten; aber der Offizier beschuldigte sie keck, ihren Herrn bestohlen zu haben, und erinnerte daher, daß sie zurückkehren und sich verantworten müßten. In der Verwirrung dieses Arrestes büßten sie ihre Zeichnungen und Briefe ein; ihre Koffer wurden aufgebrochen, und sie selbst, gebunden, an den portugiesischen Gesandten zu Achen zurückgeschickt.

Dieses Manöuvre zeigt uns, daß es Seiner Acheneſiſchen Majeſtät gar nicht an politiſcher Verſchlagenheit fehlte; eine Kunſt, die ein edler Mann verachtet, und ein ſchlechter Menſch nicht immer mit Erfolg ausüben kann. Es mag Fälle geben, wo ſie nothwendig wird; aber niemahls kann ſie ehrenvoll ſeyn.

Weil der Sommer jetzt ziemlich weit vorgerückt war, ſo war es für Lancaſter Zeit in See zu gehen; aber in demſelben Augenblicke, da er dieß vorhatte, ward ihm gemeldet, daß der portugieſiſche Geſandte vom Könige Urlaub zum Abreiſen erhalten habe. Er begab ſich daher an den Hof, und bath um eine Audienz, die ihm auch bewilligt ward. Als der König nach ſeinem Anbringen fragte, äußerte der Admiral zuvörderſt ſeine dankbaren Geſinnungen über die empfangenen Beweiſe der königlichen Huld, und ſagte alsdann, er wage es, ſich noch eine Gnade zu erbitten: dieſe beſtehe darin, daß der König geruhen möge, den portugieſiſchen Geſandten, der, wie er gehört habe, ſo eben abreiſen wolle, noch zehn Tage lang zurückzubehalten, damit er ſelbſt früher abſegeln, und den Plänen des Geſandten zuvorkommen könne. Der König ſagte ihm auch dieß zu; verlangte aber von ihm als Belohnung, daß er bey ſeiner Rückkehr nach Achen ihm ein portugieſiſches Mädchen mitbringen ſollte.

Der Admiral beurlaubte ſich jetzt; und weil drey Schiffe ſegelfertig waren, ſo beſchloß man unverzüglich in See zu ſtechen. Der Capitän eines holländiſchen Schiffes von ungefähr zweyhundert Tonnen, welches auf der Rhede vor Anker lag, erboth ſich, an dem Kreuzzuge Antheil zu nehmen. Der Admiral gab ſeine Einwilligung, und verſprach ihm den achten Theil vom Werthe der genommenen Priſen. Mittler-

weile sollte die Ascension zu Achen zurückbleiben, um ihre Ladung völlig einzunehmen.

Als die Engländer weggesegelt waren, äußerte der portugiesische Gesandte großes Mißvergnügen und den Wunsch entlassen zu seyn; allein der König weigerte sich über drey Wochen lang, unter mancherley Vorwande, seinen Paß zu unterzeichnen; und selbst dann erklärte er gegen ihn, daß es ihn sehr wundere, warum er seine Abreise so sehr beschleunige, da der englische Admiral sich in See finde, welcher, als der stärkere Theil, ihm Schaden zufügen könnte, wenn sie auf einander treffen sollten. Durch diese Bemerkung gekränkt, erwiederte der Gesandte, daß er sich auf die Schnelligkeit seines Schiffes verlasse, und aller Macht der Engländer Trotz biethe. Der König, dem Anscheine nach über seine Sicherheit vergnügt, und mit seiner Abreise zufrieden, ertheilte ihn den verlangten Urlaub.

Indem das englische Geschwader in der Nähe der Meerenge von Malacca kreuzte, ward am dritten Oktober der Hektor ein Segel gewahr. Der Admiral befahl sogleich die Linie auszudehnen, damit das Schiff nicht in der Dunkelheit entwischen möchte. Der Hektor erreichte es zuletzt; und nach einem kurzen Gefecht strich es die Segel. Es war von neunhundert Tonnen, und segelte aus der Bay von Bengalen nach Malacca. Am Bord desselben fanden sich über sechshundert Personen, Männer Weiber und Kinder. Die Ladung bestand aus neunhundert und funfzig Ballen Callicos und Pintados, einer großen Menge Reis und andern schätzbaren Artikeln. Nachdem der beßte Theil der Ladung weggenommen und an Bord der englischen Schiffe gebracht worden war, näherte sich ein Sturm. Dieß bewog den Admiral, das Schiff

seinem Befehlshaber zurückzugeben, und die ganze Mannschaft desselben wieder an Bord gehen zu lassen.

Der Admiral besuchte hierauf wieder den Hafen von Achen, wo er die Kaufleute mit dem Verfahren des Königes gegen sie, während der Abwesenheit des Geschwaders ungemein zufrieden fand. Als einen Beweis seiner Dankbarkeit suchte daher Lancaster von den auf der Prise gefundenen Waaren diejenigen aus, die, wie er glaubte, dem Könige am angenehmsten seyn würden, und überreichte ihm dieselben bey seiner ersten Audienz am Hofe. Der König nahm dieß Kennzeichen von Lancaster's Ehrerbietung an, und bezeugte ihm sein Vergnügen über das Glück, daß er bey dem Kreuzzuge gegen die Portugiesen gehabt hatte; bemerkte aber dabey scherzend, daß der Admiral das portugiesische Mädchen, den wichtigsten Artikel, den er seiner Sorgfalt anempfohlen habe, vergessen hätte. Lancaster entschuldigte sich durch die Bemerkung, daß er keine Person gefunden habe, welche der ausgezeichneten Ehre würdig gewesen sey, Seiner Majestät vorgestellt zu werden.

Weil alle Gewürze, die man hier auftreiben konnte, kaum zureichten, die Ascension völlig zu befrachten, und weil man; um mehr zu bekommen, bis zur Ernte des folgenden Jahres hätte warten müssen, so beschloß der Admiral nach Bantam zu segeln, wo er nach den erhaltenen Nachrichten seine Waaren vortheilhaft abzusetzen, und Pfeffer wohlfeiler als zu Achen einzukaufen hoffte.

Doch bevor er absegelte, machte er dem Könige noch einmahl seine Aufwartung. Die Unterredung dauerte lange, und er erhielt von ihm einen arabischen Brief an die Königin Elisabeth, welcher

mit einem Geschenk von drey Stücken Goldstoff, und einem herrlichen Rubinringe begleitet war. Mit einem ähnlichen Ringe ward auch der Admiral selbst beschenkt.

Indem sich Lancaster beurlauben wollte, ereignete sich ein sehr sonderbarer Umstand. Wir haben bereits gesehen, daß es dem Könige von Achen an Witz nicht fehlte; aber von seiner Religion ist noch nichts bemerkt worden. Als der Admiral fortging, fragte er ihn, ob die Engländer die Psalmen Davids besäßen. Lancaster antwortete, daß sie dieselben allerdings hätten, und sie täglich sängen. Nun versetzte der König: „Ich und meine „Edeln, wir wollen einen Psalm zu Gott für Euer „Wohl singen." Zum Erstaunen der Engländer, die sich gegenwärtig fanden, begann der Gesang unverzüglich. Nachdem die Strophen beendigt waren, bath der König seiner Seits den Admiral und seine Begleitung, einen Psalm in ihrer Sprache zu singen; was denn auch sogleich geschahe.

Die Engländer gingen hierauf fort, nachdem der König ihnen seinen Segen ertheilt, und alles Wohl und glückliche Rückkehr in ihr Vaterland angewünscht hatte. Der Fürst setzte noch die Versicherung hinzu, die Engländer sollten in seinen Staaten immer dieselbe freundliche Aufnahme finden, die sie bisher erfahren hätten.

Am neunten November verließen sie Achen. Der Admiral schickte die Ascension gerades Weges nach England mit Briefen; da hingegen der übrige Theil des Geschwaders nach Bantam steuerte. Als sie zu Priaman anlangten, wohin die Susanne gesendet worden war, um eine Ladung einzunehmen, fanden sie, daß dieses Schiff sechshundert Bahars Pfeffer, und sechs und sechzig Bahars Gewürznelken

erhandelt hatte. Der Pfeffer war hier wohlfeiler, als zu Achen, wiewohl keiner in der Nachbarschaft der Stadt wuchs, sondern erst aus dem Lande, acht bis zehn Meilen weit, herab geführt werden mußte. In der That erzeugte Priaman kein anderes Product als Goldstaub, welchen man aus dem Flußsande abschied. Indeß hatte der Ort eine treffliche Lage, um Erfrischungen einzunehmen; und ob er gleich nur wenig Minuten von der Linie entfernt war, so war doch die Luft daselbst angenehm und gesund.

Nachdem der Admiral Proviant eingenommen, und dem Capitän der Susanne die Ordre ertheilt hatte, die Befrachtung des Schiffes zu beschleunigen und dann die Rückfahrt nach England anzutreten, segelte er am vierten November nach Bantam. Am funfzehnten desselben Monathes erreichte er die Straße von Sunda, und am nächstfolgenden Tage ging er zu Bantam vor Anker. Er sendete nun den Capitän Middleton an den König mit der Nachricht ab, daß er auf Befehl der Königin von England angekommen sey, von welcher er ein Schreiben und eine Bothschaft überbringe; er ersuche daher den König, ihm sicheres Geleite zu bewilligen.

Der König antwortete, daß die Ankunft der Engländer ihm großes Vergnügen mache, und befahl sogleich einem seiner Edeln, Middleton zu den Schiffen zurück zu begleiten, und den Admiral abzuholen. Lancaster ward am Hofe vorgestellt, und fand, daß der König ein zehn- bis eilfjähriges Kind, von seinem Adel umgeben, war. Der Admiral bezeugte ihm seine Ehrerbietung nach der Sitte des Landes, worauf ihn der König bewillkommte; und nachdem die Unterredung einige Zeit gedauert hatte, ward der Brief der Königin her-

vorgebracht, und dem Fürsten, nebst den für ihn bestimmten Geschenken überreicht. Der König nahm alles mit vielem Vergnügen an. In Rücksicht der Geschäfte ward der Admiral an einen vom Adel verwiesen, der während der Minderjährigkeit des Regenten den Staatsgeschäften vorstand.

Nachdem man sich einige Zeit über mancherley Gegenstände unterredet hatte, lud der Reichsverweser den Admiral ein, seine Leute landen zu lassen, indem er ihm versicherte, daß sie in vollkommener Sicherheit, und ohne die geringste Furcht von Störung irgend einer Art kaufen und verkaufen könnten.

Die Engländer versahen sich hier mit Pfeffer in so kurzer Zeit, daß um den zehnten Februar 1603 die Schiffe ihre völlige Ladung eingenommen hatten, und in See gehen konnten. Mittlerweile ward der Capitän des Hectors, Middleton, ein Mann von erprobtem Muthe und großer Geschicklichkeit, krank, und nach einem kurzen Krankenlager starb er zum herzlichen Bedauren der ganzen Flotte.

Am nächsten Tage vor der Abreise von Bamtam ließ Lancaster die Pinnasse mit Waaren befrachten, that an Bord derselben zwölf Mann nebst einigen Kaufleuten, und schickte sie nach den Molucken, um daselbst zu handeln und eine Factorey zu gründen. In Bantam selbst hinterließ er acht Mann und drey Factore, mit dem Auftrage, die im Magazine noch vorhandenen Güter zu verkaufen, und eine Ladung für künftige Schiffe zu sammeln. Dann begab er sich an den Hof, wo er ein Schreiben und Geschenke an die Königin Elisabeth empfing. Die letztern bestanden hauptsächlich in Bezoarsteinen, und der Admiral selbst bekam einen solchen Stein nebst einem javanischen Dolche.

Diesen glücklichen Ausgang nahm die Expedition der Engländer nach Ostindien. Den menschenfreundlichen und klugen Maßregeln Lancasters verdankte man es, daß die Eifersucht und die Mißverständnisse nicht ausbrachen, welche die ersten Bemühungen der Portugiesen, sich im Oriente niederzulassen, begleitet hatten.

Allein jetzt, da der Gedanke an die Rückkehr ins Vaterland allgemeine Freude hätte verbreiten sollen, fingen die Aussichten der Engländer sich zu trüben an. Am zwanzigsten Februar verließen sie Bantam; und nachdem sie viele Stürme hinter einander ausgestanden hatten, schlug am dritten May die See mit solcher Gewalt an das Hinterverdeck des Admiralschiffes, daß das Eisenwerk des Steuerruders locker ward, welches dann am Morgen darauf ganz losging und in das Meer versank. Der Schrecken und die Bestürzung der Mannschaft erreichten jetzt den höchsten Grad; die erfahrensten Seeleute gestanden ihre Unwissenheit in Rücksicht der Mittel, diesen Verlust zu ersetzen; und die minder erfahrnen waren vor Entsetzen außer sich. In dieser so stürmischen See trieb nun das Schiff, wie ein Wrack, mit den Winden und Wellen hin und her: zuweilen war es nur noch wenig Meilen von dem Vorgebirge der guten Hoffnung entfernt, andere Mahle ward es in die Eis-Breiten der südlichen Halbkugel verschlagen, wo die Uebel, denen man abzuhelfen unvermögend war, noch durch Kälte erhöht wurden. Mitten unter allen diesen Wechseln der Lage begleitete der Hector standhaft den Admiral. Dieß Schiff war immer bereit, allen nur möglichen Beystand zu leisten, und die Mannschaft desselben schien an dem Unglücke des Admirals aus ungeheuchelter Liebe für ihn den wärmsten Antheil zu

nehmen. So wichtig ist es im Unglück für einen Befehlshaber, von seinen Untergebenen geliebt zu werden! Die menschenfreundliche Aufmerksamkeit, die man Unglücklichen schenkt, ist tausendmahl schmeichelhafter, als die geschmeidige Willfährigkeit, welche die Macht, auch in ihren glücklichsten Stunden, abnöthigen kann.

Nachdem sie mancherley Mittel versucht hatten, sich aus dieser beklagenswerthen Lage zu retten, überzeugten sie sich, daß, wofern sie nicht ein neues Steuerruder verfertigen und anbringen könnten, sie auf einem so stürmischen Meere umkommen müßten. Aber wie diese Arbeit in einer so gefährlichen Gegend des Oceans zu verrichten sey, wußten sie nicht; indeß zwang sie die Noth, die Mutter der Erfindungen, alle mögliche Mittel zu versuchen. Endlich bildeten sie ein Steuerruder aus dem Besanmaste; und mit der größten Schwierigkeit befestigten sie dasselbe an dem Theile des Eisenwerkes, welchen der Stoß der Wellen verschont hatte.

Als dieß geschehen war, segelten sie einige Stunden fort. Aber die stürmischen Wogen brachen wieder ein, und beschädigten das Eisenwerk von neuem, so daß das Steuerruder beynahe gesunken wäre. Jetzt brach die Verzweiflung in der schrecklichsten Form aus, und die Mannschaft wollte sogleich das Schiff verlassen, und sich an Bord des Hectors begeben. Der Admiral widersetzte sich diesem Verlangen, und führte alle mögliche Gründe dagegen an; und mit einer Seelenruhe, die ihn als einen der größten Männer zeigt, welche jemahls zu solchen Unternehmungen gebraucht worden, begab er sich in seine Cajüte, und schrieb einen Brief an seine Committenten über seine hoff-

nungslose Lage, welchen der Hector mitnehmen, und ihn dann seinem Schicksale überlassen sollte. Dieß letzte verbarg er sorgfältig seinen Leuten, damit nicht die Täuschung ihrer letzten Hoffnung sie zur äussersten Verzweiflung treiben möchte.

Nachdem dieser Brief nebst der Instruction des Admirals an Bord des Hectors gekommen war, erwartete Lancaster, daß dieß Schiff in der Nacht fortgesegelt seyn würde. Allein am Morgen darauf fand er es immer noch in der Nähe, und niemahls hielt es sich über zwey bis drey Seemeilen voraus. Aus inniger Achtung gegen den Admiral konnte der Capitän des Hectors sich durchaus nicht entschließen, ihn in seinem Elend zu verlassen; und während er den Befehl seines Anführes dadurch zu erfüllen schien, daß er in einiger Entfernung von ihm segelte, wollte er ihn doch nicht ganz verlassen, so lange noch ein Strahl von Hoffnung übrig blieb, ihm nützliche Dienste leisten zu können.

Endlich flößte selbst die Verzweiflung neue Entschlossenheit ein, und das Wetter schien auch milder zu werden, und die Rettung der Unglücklichen zu begünstigen. Das Steuerruder ward wieder ausgebessert; und da die See in einem Grade ruhig geworden war, daß man hoffen konnte, weiter steuern zu können, so gab der Admiral dem Hector ein Signal, heran zu kommen. Durch die Beyhülfe der Mannschaft dieses Schiffes ward das Ruder nun so gut befestiget, daß man die Hoffnung zu nähren anfing, einen Hafen erreichen zu können.

Da sie gewahr wurden, daß sie sich jetzt in einer höhern Breite als in der des Vorgebirges der guten Hoffnung fanden, so richteten sie ihren

Lauf nach der Insel St. Helena, welche sie auch zur unbeschreiblichen Freude der gesammten Flotte, am sechzehnten Junius erreichten. Beym Landen daselbst ersahen sie aus verschiedenen Nachrichten, daß die Caracken diesen Ort nur erst vor acht Tagen verlassen hatten. Während sie sich hier aufhielten, wurden die Schiffe ausgebessert; und durch gehörige Aufmerksamkeit auf die Gesundheit der Kranken, und vermittelst solcher Erfrischungen, als die Insel lieferte, fingen die Patienten in kurzer Zeit zu genesen an. In der That waren die Engländer in jeder Hinsicht bis auf das äußerste getrieben; denn sie waren im Ocean, ohne Land zu erblicken, drey Monathe lang herum geworfen worden.

Am fünften Julius gingen sie wieder unter Segel. Sie steuerten nordwestwärts, und fuhren vor der Insel Ascension vorbey; ein unfruchtbares Eiland, ohne Bewohner, ohne Wasser, und ohne einen sichern Ankerplatz, dessen Gestade jedoch reich an Fischen sind.

Am neunzehnten desselben Monaths gingen sie unter der Linie hindurch, und in zehn Tagen erblickten sie die Insel del Fuego. Hier befiel sie eine Windstille, die fünf Tage lang dauerte; und hernachmahls litten sie durch widrige Winde. Inzwischen erreichten sie am siebenten September den Kanal, und gingen, ohne einen übeln Zufall weiter zu erfahren, in den Dünen wohlbehalten vor Anker.

So endigte sich die erste Reise der Engländer nach Ostindien unter der Sanction eines Freyheitsbriefes. Betrachten wir diese Expedition im Ganzen genommen, so dürfen wir wohl behaupten, daß das Verfahren der Befehlshaber dabey

sowohl ihnen selbst als ihrem Vaterlande Ehre gemacht hat. Nirgends erblickt man einen Schritt, nirgends einen Plan, um den Rechten der Eingebornen Eintrag zu thun; die Beförderung des Handelsverkehrs war das einzige Ziel; und glücklich wäre es für die Nationen Europens gewesen, wenn sie sich immer mit dem Gewinn eines ehrlichen Handels begnügt hätten, sich niemahls durch das Irrlicht der Eroberungssucht hätten mißleiten lassen!

Reise
des
Capitäns Wilhelm Keeling
nach
Bantam und Banda.

Es würde die Grenzen unsers Planes überschreiten, wenn wir alle Reisen der Engländer nach Ostindien umständlich beschreiben wollten. Unsere Leser werden daher von uns nichts mehr erwarten, als daß wir von den wichtigsten Originalexpeditionen einige wenige ausheben.

Nachdem Capitän Lancaster nach England zurückgekehrt war, finden wir, daß Capitän Heinrich Middleton mit vier Schiffen im Frühlinge des Jahrs 1604 nach Ostindien abgesendet wurde. Er vereinigte sich dort mit den Holländern, welche die Portugiesen in Amboyna bekriegten, während die Mächte auf dieser Insel es theils mit den Portugiesen, theils mit den Feinden derselben hielten; er leistete ihnen auch, wie es scheint, wesentliche Dienste, ward aber dafür von ihnen mit dem größten Undanke belohnt. Mit einem Worte, die übrigen Nationen Europens, obgleich sie gegen einander feindselig gesinnt waren, betrachteten doch einstimmig die Niederlassung der Engländer in Ostindien mit großer Eifersucht, und fügten ihnen

dabey allen nur möglichen Schaden zu. — Der schwarze Undank, welcher die Holländer bis auf die jetzigen Zeiten characterisirt hat, scheint sich sehr frühzeitig gegen die Engländer geäußert zu haben. — Inzwischen erhielt man auf dieser Expedition sehr freundschaftliche Briefe von den Königen auf Ternate, Tydor und Bantam an Jacob den Ersten, welcher damahls den brittischen Thron bestiegen hatte. Mit diesen Schreiben und einer mäßigen Ladung kehrten die Schiffe nach England zurück.

Gegen das Ende desselben Jahres, da das Geschwader unter Middleton absegelte, finden wir, daß auch Sir Edward Michelburne mit zwey Schiffen und einer Pinnasse nach Bantam in See ging. Zwar gehörte auch er zu der ostindischen Gesellschaft; es scheint aber doch nicht, daß diese Reise auf Rechnung derselben unternommen worden. Michelburne fand großen Widerstand, und hatte nur sehr wenig Glück; jedoch erreichte er, nach mancherley Mißgeschicken, England im Jahre 1606 wieder.

Die nächste Reise, von welcher wir eine Beschreibung besitzen, ist die des Capitäns Keeling. Diese verdient eine umständlichere Meldung. Keeling ward zum Admiral eines Geschwaders ernannt, das aus dem Drachen, dem Flaggenschiffe, dem Hector, unter dem Viceadmirale Wilhelm Hawkins, und des Consent, unter dem Capitän David Middleton, bestand.

Am ersten April 1607 waren der Drache und der Hector in die Dünen gekommen. Nach ihrer Abfahrt von da mußten sie mit mancherley Widerwärtigkeiten kämpfen. Zu Anfange des Junius passirten sie die Linie; aber bald darauf sahen sie

sich durch abwechselnde Stürme und Windstillen, und durch andere widerwärtige Ereignisse genöthiget, wieder nordwärts zu steuern. Ueberdieß brachen Krankheiten unter der Mannschaft aus; und um den dreyßigsten Julius waren sie in solche Noth gerathen, daß einige der Meynung waren, man müsse die Reise ganz aufgeben. Der Admiral machte verschiedene, aber vergebliche Versuche, die Insel Fernando de Loronna zu erreichen, um daselbst Wasser einzunehmen, woran sie den größten Mangel litten. In einem Kriegsrathe, welchen er nun zusammen berief, ward einmüthig beschlossen, nach Sierra Leona zu steuern. Am vierten August mußten sie das Bleyloth auswerfen, ohne jedoch Land zu erblicken; allein am nächstfolgenden Tage erhielten sie diesen angenehmen Prospekt, fanden sich aber mitten unter den Untiefen von St. Anna, wo das Wasser fast nach jeder Kapeltau-Länge bald tief, bald seicht ward. Als die Engländer das Ufer erreicht hatten, wurden sie einige der Eingebornen gewahr, die ihnen winkten an das Land zu kommen. Der Admiral nahm daher zwey Geiseln, und schickte sein Boot ab, welches in kurzer Zeit mit vier Schwarzen zurückkehrte, die Erfrischungen versprachen. Nach verschiedenen Verzögerungen, und nachdem der Admiral mehr Leute landeinwärts geschickt hatte, erhielten die Engländer einigen Vorrath von Zitronen und Fischen. Einige Goldstücke wurden von den Eingebornen für Eisen und Messer gegeben; aber in der gegenwärtigen Lage der Schiffe war den Engländern weniger an Gold als an Proviant gelegen. —

Diejenigen, welche einige Meilen weit landeinwärts gegangen waren, meldeten, die Einwoh-

ner seyen friedfertig, und ihr Fürst lebe ohne allen Staat. Ein Trupp begab sich wieder an das Ufer, um einen Versuch zu machen, ob sie einen Elephanten würden tödten können; ob sie aber gleich mehrere Kugeln in einen abschossen, so kam doch das Thier davon. Als sie eine Partie Zitronen und Pomeranzen und so viel Erfrischungen eingenommen hatten, als sie hier habhaft werden konnten, so gingen sie wieder unter Segel, und erblickten am siebzehnten Dezember die Saldanna-Tafel. Weil jetzt die ganze Mannschaft krank war, so wünschte man allgemein hier anzulegen; und um Mittag ging man auf der Rhede vor Anker.

Hier fand der Admiral in den Felsen folgende Worte gegraben: „Kapitän David Middleton, „im Content, am vier und zwanzigsten Julius „1607." Dieß war eines der Schiffe, die für die Expedition bestimmt waren; weil es aber seine Gefährten am Versammlungsplatze nicht angetroffen hatte, so segelte es allein fort. In Saldanna handelten sie einige Tage lang Schafe und Ochsen ein, wovon sie einen ziemlichen Vorrath zusammenbrachten.

Sie setzten dann ihre Fahrt fort, und näherten sich in einer Breite von ungefähr 24 Grad der Küste von neuem. Hier steuerten sie in eine Bay, in welche sich ein großer Strom ergoß. Man schickte ein Boot an das Ufer; ob sich aber gleich manche Spuren von den Eingebornen zeigten, so konnte man dennoch keinen derselben gewahr werden. Inzwischen hinterließ man in einen Canot einige Kügelchen und andere Kleinigkeiten, um sie zu einem Besuche anzureizen. Wasser konnte man sogleich einnehmen; aber nach Proviant sahe man sich noch vergebens um. Einige Tage darauf

entdeckte man von den Eingebornen vier Personen, denen der Admiral einige Geschenke schickte. Durch Zeichen versprachen sie, daß sie am Morgen darauf einen Vorrath von Vieh bringen wollten. Allein es wurden nur wenig Stück an den Strand getrieben, und für diese forderte man außerordentlich hohe Preise. Die Eingebornen wollten dafür nichts anders als Silber nehmen. Sie schienen ein verschlagenes und geiziges Volk. Von der Mannschaft des Hectors ward hier einer durch einen Alligator gefährlich verwundet.

Keeling ging wieder unter Segel, und nach einer sehr gefahrvollen und schwierigen Fahrt erblickte er am drey und zwanzigsten Junius einige Inseln in der Nähe der Linie. Bald darauf kamen die Schiffe auf die Rhede von Priaman und begrüßten die Stadt mit fünf Kanonenschüssen. Der Gouverneur sendete an den Admiral eine Ziege zum Geschenke, wofür er ein angemessenes Gegengeschenk erhielt. Bald hernach kam ein Einwohner von Achen an Bord, und hielt eine Anrede in arabischer Sprache, deren Resultat einen vortheilhaften Handel zu versprechen schien. Am neun und zwanzigsten begab sich der Befehlshaber unter Abfeurung von sieben Kanonen ans Land, und ging sogleich in die Wohnung des Gouverneurs. Hier ward er mit einem Büffel beschenkt, und an verschiedene Kommissarien verwiesen, welche den Preis des Pfeffers festsetzen sollten. Diese verwickelten den Admiral in zahllose Schwierigkeiten und Streitigkeiten, die sich meistens zum Vortheil der Eingebornen endigten. In einer gewissen Nacht; während die Engländer hier vor Anker lagen, suchte eine Person; welche Portugiesisch sprach, den Admiral zur Ueberrumpelung der Stadt zu bereden,

deren Beute sie dann unter sich theilen wollten; allein Keeling, welcher keine Instruktionen der Art hatte, und die List der Eingebornen kannte, wieß den Antrag wohlbedächtig von sich, und schickte den Projektmacher an das Ufer.

Der Regent dieser Gegend, welcher dem Könige von Achen unterworfen war, kaufte Tuch für hundert und neun und funfzig Massen Gold. Der gesammte Distrikt von Priaman liefert jährlich nicht mehr denn fünfhundert Bahars Pfeffer; aber mit Einschluß der davon abhängigen Gegenden kann man so viel kaufen, das jährlich zwey Schiffe damit befrachtet werden können.

Nachdem die Engländer diesen Ort verlassen hatten, segelten sie nach Bantam, und gingen auf der Rhede daselbst vor Anker. Hier fanden sie sechs holländische Schiffe, deren zwey mit Gewürznelken fast ganz befrachtet waren, und zwey andere Pfeffer einzunehmen angefangen hatten. Dreyzehn Engländer waren noch am Leben, und darunter fanden sich zwey Kaufleute. Hier erhielt man auch einen Brief vom Capitän David Middleton. Nachdem der Entzweck der Reise erreicht worden, war es die Absicht des Admirals, mit dem Drachen nach England zurückzusegeln. Er machte dieß in einer Berathschlagung seinen Kaufleuten bekannt, welche er über künftige Unternehmungen befragte.

Der Gesandte von Siam zu Bantam, darauf bedacht, das Staatsinteresse seines Landes zu befördern, kam an Bord des Drachen, und speißte bey dem Admiral. Er stellte ihm vor, daß tausend Stück scharlachenes Tuch zu Siam in wenig Tagen verkauft werden könnten, und das die Engländer dafür Gold, Elfenbein und Juwelen be-

kommen würden. Er bemerkte ferner, sein Herr werde sich glücklich schätzen, wenn er einen Handelstractrat mit einem so großen Fürsten, als der König von England sey, abschließen könne, mit welchem, wie er wohl begreife, der König von Holland nicht verglichen werden dürfe.

Am fünf und zwanzigsten Dezember beurlaubte sich Keeling bey dem Könige von Bantam, und bald hernach wurde ihm ein Schreiben und einige Geschenke für König Jacob an Bord geschickt. Kurze Zeit darauf verließen sie den Hafen, und erblickten ein Segel, das, wie sich zeigte, der Hector war. Er kam von Surate, und sie erfuhren von ihm, daß achtzehn engliche Schiffe mit Gütern von hohem Werthe den Portugiesen in die Hände gefallen waren.

Mehrere Umstände traten ein, welche die Rückkehr nach Bantam rathsam machten. — Sie gingen daher am vierzehnten auf der dasigen Rhede wieder vor Anker. Zwey Tage darauf langte ein niederländisches Schiff an, welches die Nachricht vom Friedensschlusse zwischen Spanien, Frankreich und den Niederlanden überbrachte. Die Absicht dieser Depesche war, damit die Holländer ihren Plan wider die Molucken aufgeben möchten. Keeling begab sich an Bord des Hectors; und am drey und zwanzigsten verließ der Drache Bantam, während der Admiral nach den Molucken segeln wollte.

Nach mancherley Hindernissen auf der beschlossenen Fahrt langten sie im Hafen von Banda an, wo die Eingebornen und Holländer den Befehlshaber bewillkommten. Das Schreiben und einige Geschenke des Königs von England wurden dem Fürsten daselbst überreicht, welcher einen prächti-

gen

gen Hof hielt. Er erwog einen Tag lang das Gesuch der Engländer, daselbst eine Factorey errichten zu dürfen. Als er ihnen dieß bewilligt hatte, affektirten die Holländer gegen die neuen Ankömmlinge große Artigkeit; aber es ergab sich deutlich genug, daß alle ihre Absichten darauf gerichtet waren, den Plänen der Engländer entgegen zu arbeiten.

Späterhin ward eine Factorey in Puloway gegründet; allein auch hier bothen die Holländer alle Schikanen auf, um den Engländern Schaden zuzufügen, und sie in Verlegenheit zu setzen. Mittlerweile griff diese Nation Banda an, und die Engländer mußten mit zahlreichen Schwierigkeiten kämpfen, mit deren Aufzählung wir die Geduld unserer Leser ermüden würden. In der That maßten sich die Holländer nicht nur eine Oberherrschaft über die Eingebornen an, sondern sie suchten auch das Handelsverkehr der Engländer von sich abhängig zu machen. Indessen waren sie nicht vermögend, ihre Wünsche vollkommen zu erreichen; und nachdem Keeling seine Factorey zu Bantam gegründet, und eine ziemlich gute Ladung orientalischer Produkte eingenommen hatte, beschloß er die Rückfahrt nach England anzutreten. Nach mancherley Ereignissen von geringem Belange traf er in den Dünen um die Mitte des Mays 1609 ein.

Jetzt wollen wir die wichtigsten Begebenheiten auf der Reise des Kapitäns David Middleton anführen, der sich nie mit dem Geschwader vereinigte, zu welchem er hätte stoßen sollen.

Middleton's Schiff war der Consent von hundert und fünfzig Tonnen, und er segelte damit am zwölften März 1606 ab. Am siebzehnten Julius ging er in der Bay von Saldanna vor Anker.

Die gesammte Mannschaft fand sich gesund; ein Umstand, welcher zum Theil in der Schnelligkeit der Fahrt seinen Grund haben mochte. Auf der Pinguin-Insel, in der Nachbarschaft der Bay, erblickten sie eine erstaunenswürdige Menge Seekälber und Fettgänse. Nachdem sie einiges Vieh eingekauft und sich erfrischt hatten, verließ der Capitän Saldanna. Er bemerkte daselbst die Zeit, da er angelegt hatte, im Fall sein Admiral hier landen sollte, und den er zu finden nicht das Glück gehabt hatte. Die Unbestimmtheit der Zeit und des Versammlungsortes bewog ihn, ohne Aufschub weiter zu segeln.

Am dreyßigsten August ankerte er in der Bay St. Augustin bey Madagascar. Hier nahmen sie Holz und Wasser, und einiges Vieh ein; übrigens ereignete sich nichts, was eine Aufzeichnung verdient hätte. Ohne etwas besonders zu erfahren, hatten sie eine glückliche Reise nach Bantam, wo sie am vierzehnten November vor Anker gingen, und das Vergnügen hatten, die englische Factorey gesund und im Wohlstande anzutreffen.

Nachdem sie den bereit liegenden Waarenvorrath an Bord genommen, und alle nöthige Geschäfte in Bantam berichtigt hatten, segelten sie nach den Molucken ab, wo sie zu Anfange des Januars 1607 ankamen. Einige Wochen verflossen hier unter gegenseitigen Aeusserungen der Gastfreundschaft zwischen den Engländern, den Spaniern und den eingebornen Fürsten. Die Engländer bedurften einer besondern Erlaubniß von Seiten der Spanier, um hier Handel zu treiben; und obgleich die Sache einige Zeit lang verschoben ward, so handelte man doch heimlich zur Nachtzeit, während der Tag gewöhnlich in gesellschaftlichen Vergnügungen zugebracht

ward. Endlich wurde ein offener Handelsverkehr bewilligt; aber in kurzer Zeit nahmen die Spanier diese Erlaubniß zurück, und das Schiff erhielt Befehl, abzusegeln. Weil die Engländer mit dem Befrachten ziemlich glücklich gewesen waren, so ließen sie sich diesen Befehl um so eher gefallen. Am drey und zwanzigsten März kamen sie in die Meerenge von Bengaya, wo der Capitän Wasser einnehmen wollte. Indem sie sich dem Lande näherten, kam ein Indianer in seiner Proa an das Schiff heran, und erboth sich die Engländer an den Wasserplatz zu führen, was er denn auch that. Hier näherten sich in kurzer Zeit die Insulaner in mehr denn hundert Proas mit Fischen, Geflügel und Schweinen, Pisangs, Cassava-Wurzeln und verschiedenen Früchten, die sie gern für grobes Tuch und Porzellan hingaben. Bald darauf wechselten der König und der Capitän Geschenke unter einander aus; und damit noch nicht zufrieden, schickte der König seinen eigenen Bruder, und ließ durch ihn seinen Wunsch äußern, selbst am Bord des Schiffes zu kommen, und die Engländer persönlich kennen zu lernen, von welchen er schon viel gehört, aber noch keinen gesehen hätte. Der Capitän antwortete mit vieler Artigkeit, daß ihm der Besuch des Königs sehr ehrenvoll seyn werde; und in kurzer Zeit langte der Fürst in einem Fahrzeuge an, das hundert Ruderer hatte, sechs eherne Kanonen führte, und mit mehr denn vierhundert Personen bemannt war. Fünf andere Fahrzeuge, fast von derselben Größe und Stärke, begleiteten ihn. Nachdem der Schiffswundarzt den Eingebornen als Geißel übergeben worden, kam der König augenblicklich an Bord, und ward mit großer Höflichkeit aufgenommen. Man bewirthete ihn, wie es schien,

zu seinem großen Appetite; besonders erhielt das Zuckerwerk seinen Beyfall.

Capitän Middleton fragte jetzt den König über die Produkte seines Landes. Der Fürst antwortete, er habe Perlen, Schildkrötenschaalen und baumwollene Zeuge zu verkaufen; weil die jetzige Fahrt an das Schiff aber nur zum Vergnügen unternommen worden, so sey er mit keinen Handelsartikel versehen. Wolle indeß der Capitän nach der Stadt fahren, wohin er binnen vier und zwanzig Stunden kommen könne, so werde er daselbst große Quantitäten von Perlen und andern Waaren finden; und da die Schifffahrt in dieser Gegend den Engländern noch nicht bekannt sey, so wolle er einen Piloten schicken, der das Schiff nach der Stadt steuern solle.

Der Capitän und die Factore erwogen dieses gütige Anerbiethen, und beschlossen einstimmig, davon Gebrauch zu machen. Man verehrte nun dem Könige eine Muskete und ein Schwert. Der Fürst bemerkte dabey, da die jetzige Zusammenkunft ein Werk des Zufalls sey, so habe er nichts bey sich, was er dem Capitän dagegen anbiethen könne; doch wolle er seine Güte vor der Abreise des Schiffs ihm vergelten. Der König nahm dann Abschied, und bald darauf ward der versprochene Pilot an Bord geschickt.

Ungeachtet der Aufmerksamkeit, womit der Fürst diese kurze Fahrt zu erleichtern suchte, dauerte die Reise doch, wegen mancherley Hinderniße, mehr denn noch einmahl so lange, als man erwartet hatte. Man sahe sich genöthig, öfters den Anker fallen zu lassen. An einer solchen Stelle begab sich der Zahlmeister an das Ufer, und ward zu einem andern Fürsten des Landes geführt, der mit seinem

Adel in einem Zimmer zechte, in welchem rundum die Köpfe der im Kriege Erschlagenen hingen. Weil dieß der erste Engländer war, welchen der Fürst erblickte, so behandelte er ihn sehr ehrenvoll, und äußerte seine Zufriedenheit darüber, daß er ihn hatte kennen lernen.

Endlich gingen sie in der Nähe der Stadt des Königs vor Anker, von welchem sie eingeladen worden waren. In kurzer Zeit näherte sich der Fürst in großem Staate, mit nicht weniger denn vierzig Caricols, einer Art dort üblicher Fahrzeuge, womit er rund um das Schiff ruderte. Der Capitän begrüßte ihn mit dem großen und kleinen Gewehre, ließ dann das lange Boot bemannen, und fuhr mit dem Könige nach der Stadt.

Der König schien unvermögend, seine freudigen Gefühle auszudrücken, oder den Engländern so viel, als er wünschte, zu zeigen. Er äußerte, nunmehr fühle er sich beruhigt, nachdem er die Engländer gesehen habe; und er werde ihnen gern alle Dienste leisten, die in seinem Vermögen seyen.

Capitän Middleton hatte die Ehre, mit dem Könige zu speisen, welcher bey dieser Gelegenheit die rohen Sitten des Landes entschuldigte. Die Speisen wurden in großen hölzernen mit Tuch bedeckten Schüsseln aufgetragen: und das Gastmahl zeichnete sich mehr durch Ueberfluß als durch Delikatessen aus. Das Getränk war sehr angenehm; und Freude und gastfreundschaftliches Betragen äusserte sich bey der ganzen Gesellschaft. Der König und seine Verwandten kamen verschiedene Mahle an Bord des Consent. Nachdem der Capitän eine schätzbare Ladung von Gewürznelken und andern Artikeln eingenommen hatte, nahm er von diesem gastfreundschaftlichen Volke Abschied, begrüßte noch

zuletzt den König, indem er in See stach, und steuerte nach Bantam.

Am zwey und zwanzigsten May langten sie in dem dortigen Hafen an, wo sie nur ein europäisches Schiff fanden, dagegen aber mehrere Junken aus China mit reicher Ladung.

In Bantam verweilten sie gegen zwey Monathe. Sie waren diese Zeit über eifrig damit beschäftigt, ihre Geschäfte mit der Factorey in Ordnung zu bringen, und alles, was sich auf Ladung und Verproviantirung des Schiffes bezog, zu vollenden. Hierauf nahmen sie von den Kaufleuten Abschied, und segelten gerades Weges nach England, wo sie wohlbehalten nach einer zwar langwierigen Fahrt ankamen, die jedoch durch Unglücksfälle sich weniger als fast alle vorhergegangenen auszeichnete. Zwar schien es Middleton immer beklagt zu haben, daß er nie zu seinen Gesellschaftern stoßen konnte; aber vielleicht war der Grund des Gelingens seiner Fahrt eben darin zu suchen, daß er allein segelte. Flotten sind zahlreichen Gefahren und Schwierigkeiten ausgesetzt, womit einzelne Schiffe nicht zu kämpfen haben.

Derselbe Capitän Middleton unternahm eine neue Reise nach Java und Banda, wohin er im April 1609 aus England absegelte. Der Bericht dieser Expedition würde den Leser ermüden. Er ist mit der Aufzeichnung unbedeutender Zänkereyen angefüllt, welche zwischen Middleton und den Holländern Statt fanden, die schon in jener frühen Periode den festen Entschluß zeigten, die Gewürze des Morgenlandes zu monopolisiren. Allein Middleten vollendete seine Fahrt glücklich, und kehrte, trotz aller Widersetzlichkeit der Holländer, mit einer reichen Ladung zurück.

Reise

des

Sir Heinrich Middleton

nach

dem rothen Meere und Surate.

Der Nahme Middleton zeichnet sich unter den frühern Reisen nach dem Oriente sehr ehrenvoll aus. Zu der gegenwärtigen unglücklichen Expedition wurden drey Schiffe ausgerüstet: der Handels-Wachsthum von tausend Tonnen, unter dem Admiral Sir Heinrich Middleton; das Pfefferkorn von zweyhundert und funfzig Tonnen, unter dem Capitän Nicolaus Dounton; und der Liebling von neunzig Tonnen. Ein Proviantschiff von hundert und achtzig Tonnen, der Samuel genannt, begleitete dieses Geschwader.

Am ersten May 1610 ankerte das Geschwader auf der Rhede des grünen Vorgebirges, wo sie einen Franzosen fanden, welcher eine kleine Pinnasse ausrüstete. Bey der Untersuchung fand sich der große Mast auf dem Admiralschiffe in einem so schlechten Zustande, daß er im Fall eines Sturmes gewiß zu Grunde gegangen wäre. Der Alcaide, welcher den Admiral besuchte, gab den Engländern Erlaubniß, Bäume fällen zu dürfen. Man besserte daher den Mast und noch andere Beschädigungen aus;

und fing an, das Proviantschiff auszuladen, welches man hernachmahls entließ.

Am funfzehnten desselben Monaths rüstete man sich zur Abreise. Nachdem man erwogen hatte, welcher Weg zu nehmen sey, beschloß man einstimmig, die Linie in gerader Richtung zu passiren, und dann ostwärts zu steuern. Als sie auf die Rhede von Saldanna den vier und zwanzigsten Julius kamen, begrüßten sie den holländischen Admiral mit fünf Kanonenschüssen, welches Compliment erwiedert ward. Bey der Landung erhielt der Admiral Notizen, die der Capitän Keeling und andere mehr hinterlassen hatten. Unter den übrigen befand sich eine Nachricht von seinem Bruder, dem Capitän David Middleton, welcher im verwichenen Jahre nach Ostindien gesegelt war. Derselbe Capitän hatte auch einen Brief hinterlassen, welcher unter der Erde vergraben worden, wie man, bevor er England verließ, verabredet hatte; allein die Schrift war durch die Feuchtigkeit ganz unleserlich geworden. Am sechs und zwanzigsten schlug man für die Kranken ein Zelt auf, und die gesammte Mannschaft ging ans Land, um die Schiffe lüften zu können. Von dieser Zeit an ereignete sich, so lange sie hier verweilten, nichts merkwürdiges.

Am sechsten September gingen sie in St. Augustins Bay vor Anker, wo sie die Union aus Mangel an Proviant in großer Noth antrafen. Am nächstfolgenden Tage ging der Admiral in der Pinnasse an das Land, um die dasige Gegend zu untersuchen; aber Lebensmittel fand er nirgends, und man mußte sich daher mit Holz und Wasser begnügen. Bald darauf geriethen sie in Seeströme, und widrige Winde fingen zu wehen an. Als sie bey Socotra angelegt hatten, vergnügten sie sich durch Fischfang,

und begaben sich darauf nach Tamerin, dem Hauptorte der Insel. Diese Stadt ist unten an einigen hohen, rauhen Bergen erbaut. Die Rhede ist zum Theil offen, enthält aber gute Ankerplätze. Man schickte einen Bothen mit Geschenken an den König ab, der ihn mit Achtung empfing, und seinen eifrigen Beystand zusagte.

Am nächsten Tage landete der Admiral mit den vornehmsten Kaufleuten und mit einer Bedeckung Bewaffneter, und ward nach dem Pallaste des Königes geführt. Der Fürst empfing ihn an der Thüre des Audienzzimmers, und ließ ihn auf einen Stuhl sich niedersetzen. Nach den wechselseitigen Complimenten unterhielten sie sich über den Handel auf dem rothen Meere. Der König gab eine vortheilhafte Nachricht von dem Volke in Aden und Mocha, und erinnerte, daß sie sehr gern mit den Engländern Handel treiben würden. Middleton äußerte deshalb den Wunsch, seine Pinnasse zu diesem Behufe auszurüsten; allein der König wollte ihm dieß auf der Rhede, wo das Geschwader jetzt lag, nicht erlauben, wiewohl er ihm einen andern Ort dazu anwies; denn er gestand ihm, er fürchte, wenn der Admiral allzu lange in Tamerin verweilte, so würden die Kaufleute anderer Nationen aus Furcht oder Abneigung nicht dahin kommen, weshalb er gegen jedes Geschäft abgeneigt sey, was den Aufenthalt des englischen Geschwaders daselbst verzögern müsse. Indessen ertheilte er, als ein Kennzeichen seiner königlichen Huld, die Erlaubniß, Wasser einzunehmen; denn andere Nationen mußten dafür eine Abgabe zahlen. In Rücksicht des Holzes erinnerte er, daß es sehr viel kosten würde.

Diese Insel hat einen Ueberfluß an Aloe, die daselbst am allerbesten wächst; aber der Vater des

Fürsten, welcher zu Farfaque im glücklichen Arabien regierte, hatte, wie es scheint, den ganzen Vorrath dieser Drogue aufgekauft; und Seine socotarinische Majestät widerrieth den Admiral, einen Handel mit jenem Fürsten zu versuchen, weil er nicht glaubte, daß er sich mit den Engländern werde einlassen wollen.

Indem sie längs der Küste hinsteuerten, erblickten sie hohes Land, und gingen bald darauf vor einer Stadt vor Anker, die mit steinernen Mauern umgeben war, und zur Vertheidigung Forts und Bollwerke hatte. Ein kleines Boot mit drey Arabern kam an Bord, sie hatten vom Gouverneur Auftrag, sich zu erkundigen, von welcher Nation die Ankömmlinge wären, und im Fall sie aus England kämen, sie willkommen zu heißen. Es scheint, daß ein Capitän Sharpey im nächst vorhergehenden Jahre an derselben Küste gewesen war, und unter den Eingebornen eine günstige Idee von dem Charakter und der Aufführung der Engländer verbreitet hatte.

Als einer der Bothen nach dem Nahmen und Charakter des Bassa befragt ward, antwortete er, er heiße Jaffer Bassa; sein Vorgänger sey sehr schlimm gewesen, und er selbst sey nicht viel besser; überhaupt tauge kein Türke etwas. In Betreff des Handels gab derselbe Araber eine angenehmere Nachricht: er versicherte dem Admiral, es finde sich in der Stadt ein Kaufmann, welcher seine ganze Ladung kaufen werde.

Auf diese Nachricht beschloß Middleton, die Pinnasse mit einem Factor an das Ufer zu senden, um einen Piloten nach Mocha zu erhalten. Die Engländer wurden gastfreundschaftlich empfangen; aber die Städter, die allen Handel für sich zu behalten suchten, weigerten sich, einen Piloten zu

geben, wofern nicht drey Kaufleute als Geißeln für die sichere Rückkehr desselben gegeben würden. Der Admiral, der ihre Absicht merkte, wollte wieder unter Segel gehen, da ihn denn die Einwohner ersuchten, wenigstens eines seiner Schiffe zum Handeln zurückzulassen. Middleton willigte ein, und das Pfefferkorn blieb an diesem Ort zurück.

Middleton fuhr nun mit den zwey andern Schiffen nach Mocha, gerieth aber aus Mangel an geschickten Piloten in nicht geringe Verlegenheit. Nachdem er die Meerenge von Babelmandel paßirt war, erhielt er zwey Araber, welche der Fahrt daselbst sehr kundig seyn wollten; aber zum Unglück führten sie in kurzer Zeit das Admiralschiff auf eine Sandbank. Weil der Wind stark blies, und die See sehr hoch ging, so fing man an zu besorgen, daß das Schiff nicht wieder flott werden möchte. In kurzer Zeit langte ein Boot mit einem Abgesandten vom Gouverneur an. Der Bothe erkundigte sich, woher sie wären, und was ihre Absicht sey; indem er hinzu setzte, daß sie, wenn sie aus England kämen, herzlich willkommen seyn sollten, und ihre Waaren ohne Schwierigkeit würden verkaufen können. Was das Festsitzen des Schiffes anlangte, so ward versichert, daß sie darüber sich keine Sorge machen dürften; den großen Schiffen widerfahre dieß auf dieser See sehr leicht, aber nur selten verursache der Zufall bedeutenden Schaden.

Derselbe Bothe kehrte am Tage darauf mit verschiedenen Begleitern zurück, und überbrachte ein kleines Geschenk vom Aga, nebst Komplimenten und der Versicherung, der Admiral werde sehr wohl aufgenommen werden, und einen eben so

freyen Handel genießen, wie in irgend einer andern Gegend des türkischen Reiches.

Das erste Geschäft war jetzt, das Schiff dadurch leichter zu machen, daß man einige Waaren an das Ufer sendete. Mit denselben landete der Kaufmann Femel, welcher bald darauf eine Nachricht von der günstigen Aufnahme, die er gefunden hatte, so wie von der Art und Weise, wie der Handel daselbst zu führen sey, zurückschickte. Das Schiff war nun wieder flott geworden; und der Admiral, sowohl vom Aga als von Femel dringend ersucht, an das Ufer zu kommen, um den Handel besser zu betreiben, gab ihren Bitten nach. Als er landete, empfingen ihn mehrere Personen von Rang, und geleiteten ihn nach dem Pallaste des Aga. Hier erhielt er jeden Beweis von Achtung, und war den ersten Personen des Ortes vorgestellt. Der Aga ließ Middleton neben sich sitzen, indem die Uebrigen stehen mußten, und überhäufte ihn mit Komplimenten und Bewillkommungen. Der Admiral überreichte das Schreiben des Königs nebst einem Geschenke für den Bassa, und beschenkte auch den Aga, wofür dieser ihm seinen Dank abstattete. Der Aga sicherte von neuem seine kräftige Unterstützung zu: die Engländer, sagte er, sollten, gegen alle Bedrückung und Unrecht geschützt werden. Hierauf ließ er einen seiner vornehmsten Officianten dem Admirale ein Kleid von Karmoisinrother Seide, mit Silber gestickt, anziehen; wobey er erinnerte, er habe durchaus nichts zu besorgen, denn er stehe unter dem Schutze des Großherrn.

Nachdem Middleton Abschied genommen hatte, mußte er ein schönes, reich geschmücktes Pferd besteigen, und ward so nach dem Hause gebracht,

wo er sich aufhalten sollte. Hier speiste er, und da der Aga ihn auf das dringendste ersuchen ließ, am Ufer zu bleiben, so gab er der, dem Scheine nach freundschaftlichen, Bitte nach.

Täglich sendete entweder der Aga an dem Admiral Geschenke, oder er ließ sich bey ihm mit vieler Artigkeit erkundigen, ob er gut behandelt werde, oder ob er etwas brauche. Am acht und zwanzigsten November verdoppelte er seine Aufmerksamkeit, und ließ dem Admirale sagen, da die Fastenzeit beynahe verflossen sey, so hoffe er in kurzer Zeit seine Gesellschaft auf Lustparthien im Lande mehr genießen zu können. An einem gewissen Nachmittage wollte ein Mann vom Schiffe, der mit dem Admirale gespeist hatte, an Bord zurückkehren; aber die Erlaubniß dazu ward ihm von den Türken unter dem Vorwande verweigert, daß es zu spät sey. Der Admiral verwandte sich für ihn, aber umsonst. Dennoch bildete er sich ein, dieser Zwang sey die Folge einer übertriebenen Vorsicht, und er ahntete deßhalb noch nichts schlimmes. Am nächstfolgenden Tage, während Middleton, in Gesellschaft Femels und Pembertons, an der Hausthüre frische Luft genoß, langte ein Janitschar vom Aga an, welcher meldete, sein Herr habe vom Bassa für die Engländer gute Nachrichten erhalten. In diesem Augenblicke kam einer von der Dienerschaft des Admirals, vor Schrecken außer sich, hergelaufen, und schrie, alles sey verrathen; die Türken und die gelandeten Engländer kämpften bereits hinter dem Hause. Nun geriethen alle in Bestürzung; und indem der Admiral sich bemühete, seine Leute in Sicherheit zu bringen, ward er von jemanden, der ihn im Rücken angriff, zu Boden geschlagen. Er blieb

besinnungslos, bis ihn der Schmerz, den seine hinter den Rücken festgebundenen Hände erlitten, zum Bewußtseyn und Leben zurückbrachte. Sobald als die Türken sahen, daß er wieder zu sich gekommen war, brachten sie ihn in die Wohnung des Aga, wo er den Schmerz hatte, mehrere seiner Begleiter in derselben Lage anzutreffen. Mittlerweile war ihm sein Geld und einige goldene Ringe geraubt worden. Diejenigen Engländer, welche der Massacre entgangen waren, wurden in Eisen geschlagen. Den Admiral kettete man mit sieben andern am Halse zusammen, nachdem jeder besonders an den Händen und Füßen gefesselt worden; und zwey Soldaten blieben bey ihnen als Wache zurück.

Als Middleton sich nach den Umständen dieser melancholischen Katastrophe erkundigte, erfuhr er, daß bewaffnete Soldaten das Haus umgeben, und die Engländer überfallen hätten, während diese nicht die mindeste Gefahr besorgten, und zur Vertheidigung gar nicht gerüstet waren. Acht waren auf der Stelle getödtet worden, und vierzehn, die sich gegenwärtig fanden, hatten starke Wunden.

Dieses verrätherische Betragen des Aga war nur das Vorspiel dessen, was er weiter vorhatte. Nachdem er sich der Personen der Engländer bemächtigt hatte, die den Rechten der Gastfreundschaft nach, dem Lande traueten, war seine Absicht, sich auch der Schiffe zu versichern. Zu diesem Endzwecke rüsteten die Türken drey Boote mit hundert und funfzig Soldaten aus, die dann nach dem Liebling, der nahe am Ufer lag, zuruderten. Damit sie für Christen gehalten würden, legten sie ihre Turbane ab; und bevor die Schiffsmannschaft ihre Gefahr gewahr werden konnte, befanden sich die meisten Türken bereits am Bord. Beym ersten

Angriff wurden drey Engländer getödtet; die übrigen zogen sich an sichere Stellen zurück, wo sie sich zum Widerstand rüsteten. Durch einen Irrthum sprangen verschiedene Türken in das Schiffsboot, und durchschnitten die Kabeltaue; da sie denn durch den Strom fortgeführt wurden. Um diese Zeit fing die Besatzung des Schiffes an, sich von ihrer Bestürzung zu erholen, und nach den Waffen zu greifen. Einige davon warfen eine Pulvertonne und einen Feuerbrand unter den dichsten Haufen der Türken; andere streuten Pulver aus und feuerten die Musketen ab. Die Türken fürchteten nun so sehr, in die Luft gesprengt zu werden, daß viele in die See sprangen und daselbst ums Leben kamen; die übrigen wurden am Bord getödtet. Nur ein Mann kam mit dem Leben davon; er hatte sich versteckt, bis das Blutbad vorüber war, und erhielt dann Pardon.

Das Boot kam nach der Stadt zurück, und überbrachte die freudige Nachricht, daß das Schiff genommen worden; denn wir haben bemerkt, daß, sobald das Schiff geentert worden war, ein Theil der Türken durch den Strom von der Scene der Action weggetrieben ward. Diese Bothschaft verbreitete in der Stadt allgemeine Freude; aber wie groß war nicht das Erstaunen der Türken, als sie nach der Stelle eilten, wo das Schiff gewöhnlich vor Anker lag, und dasselbe unter Segel fanden! Jetzt liefen sie hin, dem Aga zu melden, daß das Schiff entkommen sey; sie setzten hinzu, daß sie sich überzeugt hielten, der Emirsal Bahr (der Herr des Meeres) und alle seine Leute seyen den Engländern in die Hände gefallen. Inzwischen hatte der Aga dem Admiral einen Wink gegeben, daß das kleine Schiff erobert worden; ein Ereigniß, welches dem letztern nicht unmöglich schien. Bald

nach Aufgang der Sonne wurde dieser unglückliche Offizier nebst seinen sieben Kettengefährten vor den Aga geführt, welcher jetzt alle seine vorige Artigkeit bey Seite setzte, und den Admiral zornig fragte, wie er es habe wagen dürfen, in den Hafen von Mocha zu kommen. Middleton versetzte, die Ursache seiner Ankunft sey kein Geheimniß, und er sey ja nur mit der völligen Erlaubniß des Aga, und nach mehreren dringenden Einladungen desselben ans Land gestiegen. Der Aga behauptete, kein Christ dürfe sich der heiligen Stadt der Mahomedaner nähern, zu welcher Mocha der Schlüssel sey; und der Bassa habe vom Großherrn die ausdrückliche Ordre erhalten, alle Christen zu Sclaven zu machen, die sich erkühnen würden, selbst mit seinem eigenen Passe, diese Meere zu befahren. Der Admiral wiederholte, seine Absicht sey nie gewesen, ein Gesetz zu übertreten, aber er sey unter lockenden Versprechungen einer guten Aufnahme hintergangen worden.

Der Aga zeigte ihm dann einen Brief vom Kapitän Daunton zu Aden, der in seine Hände gefallen war. Dieß Schreiben enthielt die unangenehme Nachricht, daß zwey seiner Kaufleute und der Zahlmeister am Lande in Verhaft genommen worden, und daß er ihre Loslassung nur unter der Bedingung erhalten könne, wenn er tausend fünfhundert Venetianer Ankergeld zahle. Er fragte daher den Admiral um Rath, wie er sich in dieser verdrüßlichen Sache zu verhalten habe.

Der Aga erkundigte sich nach dem Inhalte dieses Briefes. Da man gegen ihn kein Geheimniß daraus machte, so äußerte er darauf, das Schiff sey von Aden nach Mocha gesegelt, aber auf der

Fahrt

Fahrt mit der ganzen Mannschaft und Ladung zu Grunde gegangen.

Nun verlangte der Aga, der Admiral sollte Erkundigung einziehen, wie viel Türken sich am Bord des kleinen Schiffes befänden; indem er hinzufügte, dieß Schiff sey zwar von seinen Leuten erobert, aber vom großen Schiffe wieder in Freyheit gesetzt worden. Diese Neuigkeit diente einiger Maßen als Entschädigung für die andern unangenehmen Nachrichten, welche der Admiral erhalten hatte. Allein der Aga ging jetzt einen Schritt weiter: er begehrte vom Admiral, daß er seine Offiziere anweisen sollte, das große Schiff an die Türken auszuliefern. In diesem Falle machte er sich anheischig, die Engländer in dem kleinen abreisen zu lassen; wollte sich aber der Admiral dazu nicht verstehen, so würde er den Kopf verlieren. Der Admiral erwiederte mit Festigkeit, man könne mit ihm machen was man wolle, weil das Leben ihm jetzt zur Last sey; aber was man verlange, werde er nicht schreiben, und wenn er es auch thun wolle, so werde es doch ohne Folgen seyn; denn seine Leute seyen klug genug, den Befehlen eines gefangenen Offiziers nicht Folge zu leisten, und auch keinesweges geneigt, sich ohne Widerstand zu Sklaven herzugeben.

Da der Aga seinen Willen nicht durchsetzen konnte, so ließ er den Admiral von den Uebrigen absondern, und an Händen und Füßen fesseln. Dann wurde dieser in ein elendes Loch unter eine Treppe gesteckt; jedoch auf die Vorstellung eines Mannes von einigen Gefühl und Einfluß, erhielt er bald ein leidliches Zimmer, wiewohl immer noch der harte Boden sein Bett, ein Stein sein Kissen, und Ratten seine Gesellschafter blieben.

Der Lieutenant des Aga und der Dollmetscher kamen zum Admiral um Mitternacht, und ersuchten ihn mit freundlichen Worten, er möchte ihnen doch von den Nahmen und der Zahl der am Bord des Schiffes gefangenen Türken Nachricht verschaffen, jedoch dabey seine eigenen Unfälle verschweigen, ja sogar vorgeben, daß man ihn gut behandle. — Er fügte sich diesem Gesuch zum Theil, gab aber zu gleicher Zeit seinen Leuten einen Wink, daß sie auf ihrer Huth seyn sollten. Die Mannschaft erhielt auf diese Weise die angenehme Ueberzeugung, daß ihr Befehlshaber noch lebe; und die Antwort derselben lautete, wie bereits gedacht, daß alle Türken, einen ausgenommen, getödtet oder ertrunken wären.

Man bediente sich verschiedener Mittel, die Entschlossenheit des Admirals zu besiegen, und er blieb in der traurigsten Lage bis zum funfzehnten Dezember, und ohne alle Kenntniß vom Schicksale seiner Schiffe. Zwar auch die Mannschaft am Bord hatte mit vielen Schwierigkeiten wegen widriger Winde und Untiefen zu kämpfen, und selbst das Trinkwasser fing an auszugehen. Ueberdieß wußten sie nicht, welchen Lauf sie nun nehmen sollten; und da alle Communication mit der Küste abgeschnitten war, so geschahe zuletzt der Vorschlag, ob es nicht einer aus ihrer Mitte wagen wollte, einige Nachricht von ihren Gefährten einzuziehen.

Ein gewisser Johann Chambers, ein Mann von vieler Unerschrockenheit, unterzog sich diesem gefährlichen Wagstück, und versprach seine Genossen aus allem Zweifel und Ungewißheit zu ziehen, oder bey dem Versuche umzukommen. Man brachte ihn daher den funfzehnten December auf eine klei-

ne Insel nahe bey der Stadt mit einer Stillstandsflagge, nebst einem indischen Dollmetscher. Nachdem er vor den Aga geführt worden, fragte man ihn, wie er es wagen dürfe, ohne Erlaubniß zu landen. Er gab zur Antwort, er komme unter dem Schutze einer Stillstandsflagge mit einem Briefe an den Admiral, und bitte den Aga um Erlaubniß, sich von der Lage seiner Landsleute unterrichten zu dürfen. Man unterwarf ihn einer genauen Untersuchung, und führte ihn darauf in die fast ganz finstere Zelle des Admirals. Hier übergab er seinen Brief mit einem Gefühle, welches der menschlichen Natur Ehre macht. Er vergoß beym Anblicke so großen Elendes Thränen; und als geäußert ward, man besorge, die Türken möchten ihn nicht wieder an Bord gehen lassen, versetzte er, er sey fest entschlossen, die Leiden seines Befehlshaber zu theilen, wenn er ihm nicht wirksamer dienen könne. Der Aga hatte einige Bedürfnisse unterschlagen, welche die Mannschaft dem Admiral zugeschickt hatte; und es schien ihm ein Beweis von großer Gelindigkeit, daß er den Bothen zum Gefangenen führen ließ. Weil es Chambers unmöglich fand, den Admiral aus seiner traurigen Lage zu befreyen, so bath ihn dieser, zurückzukehren; und es gelang ihm auch, wieder an Bord zu kommen.

Als alle Hoffnung fast verloren schien, fing sie wieder aufzuleben an. Ein Aga traf von Zenan mit dem Befehle ein, die Engländer dorthin abzuführen; und er besuchte sogleich den Admiral und dessen Unglücksgefährten. Dieser Offizier machte dieselben Erinnerungen und Versuche, deren schon oben gedacht worden, erhielt aber eben so entschlossene Antworten. Als er den Admiral frag-

te, ob er nicht wisse, daß das Schwert des Großherrn lang sey, versetzte Middleton, er sey nicht unter dem Schwerte, sondern unter Verrätherey gefallen, und befände er und seine Leute sich am Bord, so würde er ihrer Macht Trotz zu biethen wissen. Der Aga sagte, dieß sey stolz gesprochen, und drang von neuem in ihn, an seine Leute einen Brief zu schreiben, und ihnen anzubefehlen, daß sie ans Land kommen und sich dem Bassa ergeben sollten; aber alles umsonst.

Der türkische Offizier berichtete nun dem Admiral, er sey mit dem ausdrücklichen Befehle des Bassa angekommen, ihn und seine Leute nach Zenan zu bringen. Zugleich rieth er ihm, sich mit warmen Kleidungsstücken aus dem Schiffe zu versehen, weil die Bergluft scharf und durchdringend sey. Der Admiral bath, wo möglich, seine Leute an Bord gehen zu lassen; er und einige andere wollten sich der Reise unterziehen. Der Aga bemerkte, er sey nicht bevollmächtigt, dieser Bitte zu willfahren; doch da sich ein anderer Offizier für den Admiral verwendete, so traf man die Uebereinkunft, nur Middleton nebst fünf andern vor den Bassa zu bringen, die Uebrigen hingegen bis auf weitere Befehle im Gefängnisse zu lassen. Am zwanzigsten traf Kapitän Dounton in Pfefferkorn zur großen Freude der Engländer unerwartet von Aden auf der Rhede ein, und der Admiral erhielt Erlaubniß, an ihn frey zu schreiben.

Man schlug die Eisen von den Gefangenen los, und beschloß zuletzt, den Admiral nebst vier und dreyßig Mann nach Zenan zu führen; die Schiffszimmerleute, Schmiede und einige Kranke sollten allein zurückbleiben. Middleton und Femel bekamen Pferde; die übrigen mußten auf Eseln

reiten. Um zehn Uhr in der Nacht, als sie zwölf Meilen weit von Mocha waren, fand Pemberton Mittel zu entwischen, und ward erst den Tag darauf vermißt. Er ward zu diesem verzweifelten Wagstück bewogen, weil er immerwährende Sklaverey oder den Tod befürchtete.

Ein braver Mann, der mit unverschuldetem Unglück kämpft, wird immer bey einigen, selbst von den gefühllosesten Herzen, Theilnahme erwecken. — Middleton fand manche Freunde, welche ihm riethen, ja nicht muthlos zu werden, und ihm und seinen Leuten auf der Reise dann und wann Linderung zu verschaffen wußten. Der Konsul der Banianen, der den Engländern schon in Mocha Freundschaftsdienste erwiesen hatte, und jetzt mit nach Zenan reiste, besuchte den Admiral jeden Tag, und versprach ihm, sich bey dem Bassa für ihn auf das eifrigste zu verwenden; ein Versprechen, das er auch gewissenhaft erfüllte.

Die Reise nach Zenan war außerordentlich unangenehm. Der Aga ritt in Triumph, als Sieger, und die Engländer wurden als Kriegsgefangene betrachtet. Einen Theil der Reise über brachten sie die Nacht auf dem bloßen Erdboden zu, und litten durch die Kälte außerordentlich. In funfzehn Tagen erreichten sie Zenan; eine Stadt, die nur wenig jenseits des Wendekreises liegt, aber oft Fröste von einer Heftigkeit erfährt, welche man in einer solchen Breite kaum erwarten sollte. Als man in der Stadt anlangte, marschierten die türkischen Soldaten vor den Engländern auf, welche auf so eine Weise gestellt waren, daß sie das Gepränge des Einzugs so viel wie möglich vermehrten. Der Aga schloß den Zug, und nahm ganz die Miene eines Kriegers an, welcher seine

Feinde in offenem Kampfe überwältigt hatte. So näherte man sich, durch eine zahllose Volksmenge hindurch, dem Schlosse. Am ersten Thore desselben empfing den Zug ein starkes Korps Soldaten; am zweyten erblickte man zwey Kanonen auf ihren Lavetten, und nachdem man durch dasselbe hindurch war, fand man sich in einem sehr geräumigen Hofe. Hier stieg der Admiral vom Pferde ab, und ward bald darauf, nebst Femel, vor den Bassa geführt. Der Bassa saß am obern Ende einer großen Gallerie, und es fanden sich bey ihm viele vom Adel und mehrere Offiziere. Middleton näherte sich, indem ihn zwey Männer an den Händen fest hielten; und als er noch einige Fuß vom Bassa entfernt war, fragte ihn dieser in strengem Tone, woher er gebürtig sey, und aus welcher Absicht er diese Gegenden besucht habe. Der Admiral antwortete, er sey ein englischer Kaufmann; und da seine Nation mit dem Großherrn in Freundschaft lebe, so sey er dadurch veranlaßt worden, des Handels halber herzukommen. Der Bassa versetzte, es sey keinem Christen erlaubt, dieses Land zu betreten; und Kapitän Sharpey, der vorher wider denselben Befehl gehandelt habe, sey von ihm gewarnt worden, seine Landsleute hiervon zu unterrichten. — Der Admiral erinnerte, Kapitän Sharpey habe an der indischen Küste Schiffbruch gelitten, und lebe nicht mehr, um die Befehle Seiner Hoheit bekannt zu machen; sonst würde er selbst und seine Leute in ihre gegenwärtige traurige Lage nicht gerathen seyn. Er setzte hinzu, Rejib, der Aga in Mocha, habe ihn durch Versprechungen und Schmeicheleyen hintergangen; und nachdem er sich seiner bemächtiget, habe er ihn und seine Leute mit einem bewaffne-

ten Haufen überfallen, und alle, die seinem Schutze vertrauet hatten, entweder getödtet oder gefangen genommen.

Der Bassa erwiederte, Rejib sey nichts weiter als sein Sclave, und habe Anfangs ohne sein Geheiß gehandelt; doch was dem Admiral und seinen Leuten begegnet sey, stimmte ganz mit einem Befehle des Großherrn selbst überein. Middleton bemerkte, daß sie großen Schaden erlitten hätten; und wenn Seine Hoheit ihnen nur erlauben wollte, mit ihren Schiffen abzusegeln, so würde dieß eine hinlängliche Warnung für die Engländer seyn, sich nie wieder eine solche Uebertretung des großherrlichen Befehles zu Schulden kommen zu lassen.

Der Bassa gab ihm zu verstehen, daß er diese Erlaubniß ohne Mitwissen seines Gebieters nicht ertheilen könne; an diesen wolle er sich wenden, und um nähere Instruktion in Rücksicht der Verhafteten bitten. Mit dieser Antwort ward der Admiral entlassen, und nebst fünf andern Engländern in die Wohnung des Gefangenwärters abgeführt; die Uebrigen hingegen wurden in schwere eiserne Ketten geschlagen, und in das gemeine Gefängniß geworfen.

Die Katastrophe eines jungen Mannes, welcher sich während dieser Unterredung mit unter den Gefangenen befand, zeugt von den tödlichen Wirkungen einer sehr heftigen Furcht. Der arme Mensch, der nicht anders dachte, als daß der Admiral seinen Kopf verlieren sollte, da er so gewaltsam vor den Bassa geführt ward, fiel in Ohnmacht, und starb bald darauf aus bloßem Schrecken.

Am sechsten Januar lud der Tschaus, oder der Lieutenant des Reichs, den Admiral zu einem Früh-

stück ein, und behandelte ihn mit vieler Artigkeit. Der Admiral gab ihm ausführliche Nachricht von der Verrätherey des Aga von Mocha; worauf der Offizier ihn bath, guten Muthes zu seyn, an das Vergangene, das nun einmahl nicht geändert werden könne, nicht weiter zu denken, und die Hoffnung zu nähren, daß sich alles noch gut enden werde.

Am Tage darauf unterhielt der Tschiaus ihn und Fimel in seinem Garten, und tröstete ihn mit dem Versprechen, daß sie schnell entlassen und wegen ihres Unfalls zu Mocha entschädigt werden sollten. Auch versicherte er ihm seine besondere Freundschaft, und erklärte in Gegenwart vieler vornehmer Personen, daß er nur durch Gottesfurcht bewogen werde, gegen die Engländer diese Beweise von Güte zu äußern; aber dem Admiral schien es doch, daß er dabey nicht ganz so uneigennützig, als er vorgab, zu Werke ginge.

Indeß erweckte ihm die Vorsehung einen Gönner nach dem andern. Unter den übrigen fand sich auch ein Freund des Bassa, der alle Verhandlungen zu Mocha kannte, von dem schuldlosen Betragen der Engländer überzeugt war, und sich daher für sie bey dem Bassa mit Wärme verwendete.

Middleton verstand sich endlich zur Ausgleichung der Sache tausend und fünfhundert Venetianer *) zu zahlen. Er ward darauf wieder vor den Bassa gebracht, der sich gegen ihn sehr artig betrug, und ihm sagte, daß er bald Erlaubniß erhalten solle, mit seinen Leuten nach Mocha zurückzukehren, und mit seinen Schiffen nach Indien abzusegeln. Was aber die Güter betraf, deren die Türken sich

*) Jeden zu 6 Schilling 9 Pence gerechnet.

bemächtigt hatten, so waren sie dem Großherrn verfallen, und konnten nicht wieder ausgeliefert werden. Der Bassa entschuldigte, was vorgefallen war, und äußerte die Hoffnung, daß es für andere christliche Mächte zur Warnung dienen würde, sich nicht in den Handel des Landes zum Nachtheil der Rechte der Eingebornen zu mischen.

Nachdem der Admiral ihm Dank gesagt hatte, begab er sich weg; und als er ihn späterhin wieder aufwartete, ward er mit gleicher Güte aufgenommen, und erhielt dasselbe günstige Versprechen. Mittlerweile wurden mehrere von den Engländern krank; Middleton hörte daher nicht auf, um ihre Entlassung aus dem Gefängnisse zu bitten, was ihm auch endlich bewilligt ward.

Am Tage vor der Abreise warnte der Bassa von neuem den Admiral auf das ernstlichste, daß ja kein Engländer in diese Gegenden wieder kommen sollte. Als bey dieser Gelegenheit Middleton Besorgnisse von Seiten des Aga zu Mocha äußerte, und einen Schutzbrief vom Bassa zu erhalten wünschte, versetzte dieser Offizier mit Stolz: „Ist mein Wort „nicht genug? Wenn Nejib Aga Euch ein Leid zu„fügt, so will ich ihm die Haut über die Ohren ziehen, „und Euch seinen Kopf geben, denn er ist mein „Sclave.“ Der Tschiaus erhielt sodann Befehl, zur Abreise die nöthigen Anstalten zu treffen. Dieß that er auch ohne Aufschub; und er gab dem Admiral einen neuen Beweis seiner Freundschaft, indem er ihn mit hundert Goldstücken, ehe er Abschied nahm, beschenkte.

Die Stadt Zenan (oder Senaa) wird ungefähr eben so groß beschrieben, als Bristol zur Zeit dieser Reise war. Die Häuser waren aus Kalk und Steinen gebaut. Holz und Wasser wurden aus einer

großen Entfernung geholt, und waren mithin sehr theuer. Der Bassa residirte im Schloß, welches an der Ostseite der Stadt liegt. Das Haus des Gefangenwärters, wo sich der Admiral aufhielt, stieß an die Stadtmauer, an deren Fuß sich eine große Menge Menschen befanden, hauptsächlich Weiber und Kinder, als Geiseln der Treue ihrer Aeltern und Verwandten. So lange diese Opfer eines eiferfüchtigen Despotismus noch sehr jung waren, ließ man sie umher laufen; aber so wie sie sich dem mannbaren Alten näherten, wurden sie in Fesseln geschlagen, und in einen festen Thurm geschafft, wo sie nach Willkühr des tyrannischen Gouverneurs bleiben mußten.

Ehe noch der englische Befehlshaber abreiste, hatte er von seinem Freunde, dem Tschiaus, einen Brief erhalten, um durch denselben die Auslieferung eines jungen Menschen zu bewirken, der Hrn. Pemberton angehörte, und von dem es hieß, daß er ein Mahomedaner geworden sey. Ob aber gleich der Jüngling, durch Versprechungen und Drohungen gereizt, seine Religion nur scheinbar verändert hatte, und ob ihm gleich das Merkzeichen des mahomedanischen Glaubens gewaltsam aufgedrungen worden, so blieben doch jetzt alle Bemühungen, ihn zu befreyen, fruchtlos. Er hatte einmahl äußerlich die Religion des Propheten angenommen; und so galt es für eine Entheiligung, ihn der Gewalt der Christen wieder auszusetzen; weshalb er unter den Mahomedanern noch einige Zeit aushalten mußte.

Nach einer Reise von sechzehn Tagen erreichten die Engländer Mocha wieder, und die Aussicht, sich mit ihren Freunden an Bord zu vereinigen, verbreitete unter ihnen neue Freude, und veranlaßte sie zu wechselseitigen Glückwünschungen. Pember-

ton hatte, wie sich ergab, Mittel gefunden, das Schiff zu erreichen, nachdem er die Gesellschaft auf der Reise nach Zenan verlassen hatte. Die Araber behandelten die Fremden mit großer Aufmerksamkeit; denn da sie selbst von den Türken viel leiden mußten, so hatten sie gelernt, dem Unglück Anderer ihr Mitleiden zu schenken. Selbst der verrätherische Aga heuchelte ein höfliches und gefälliges Betragen, indem er erklärte, was geschehen sey, habe er auf Befehl seiner Obern gethan, welchem Folge zu leisten er nicht umhin könne.

Der Admiral hielt es für rathsam, sich gleichfalls zu verstellen, und schien daher mit den Ausflüchten des Aga zufrieden, hütete sich aber wohl, seinen Versicherungen Glauben beyzumessen. Man lud ihn zu Festen ein, und schmeichelte ihm mit Anerbiethungen freywilliger Dienste; allein er sahe sich bewacht, und glaubte mithin nicht anders seine Freyheit erhalten zu können, als wenn er unbemerkt entwich.

In dieser Absicht ließ der Admiral, da unterdessen der Liebling angekommen war, eine Menge geistiger Getränke und ein Boot kommen, um sich mit der ersten günstigen Gelegenheit in einem Fasse wegbringen zu lassen. Glücklicher Weise traf es sich, daß am eilften April der Aga und seine vornehmsten Officiere wegen einer Lustpartie abwesend waren. Middleton benutzte augenblicklich diesen günstigen Zeitpunkt: er ließ unter die Wache geistige Getränke in solcher Menge austheilen, daß sie völlig berauscht ward, und er in dem hierzu bestimmten Fasse weggetragen und an Bord des Bootes gebracht werden konnte, bevor man seine Entweichung im geringsten ahndete. Femel hingegen und einige andere zauderten zu lange, sie konnten daher da, wo man

sie nach der getroffenen Verabredung erwartete, nicht eingenommen werden, obgleich der Admiral zu dieser Absicht alles aufboth. Die ganze Stadt gerieth in kurzer Zeit in Bewegung, und nur mit großer Mühe konnte das Boot das Schiff erreichen. Am größten ward die Gefahr in einem gewissen Augenblicke, wegen des außerordentlichen Eifers Middletons, seine Freunde, und besonders Femel in Freyheit zu setzen. Nach dem entschlossensten Versuche, sich zu retten, mußte sich der letzte ergeben. Er ward nebst einigen andern seiner Gefährten vor den Aga geführt, und alle mit dem Verlust ihres Kopfes bedroht.

Allein Middleton, der sich nun wieder im Besitz seiner Schiffe sahe, schickte an den Aga die peremtorische Bothschaft, daß, wenn man irgend einen seiner Leute mißhandelte, oder die ans Land geschafften Vorräthe nicht auslieferte, er, um sich zu rächen, die Schiffe im Hafen in Brand stecken und selbst die Stadt beschießen würde.

Diese Drohung, und die Wahrscheinlichkeit, sie in Ausübung zu bringen, verursachte zu Mocha eine sichtliche Gährung. Ueberdieß war der Aga in persönlicher Furcht, seinen eigenen Kopf wegen seiner Nachlässigkeit zu verlieren; und ein jeder, der unter ihm eine Rolle gespielt, oder in irgend einer Rücksicht an der Bewachung der Engländer Antheil genommen hatte, mußte nach Verhältniß dieses Antheils Besorgnisse fühlen.

Am nächsten Tage kam ein Officier an Bord des Admiralschiffes mit einem Schreiben. Er äusserte seine Unruhe über diesen voreiligen Schritt; denn binnen wenig Tagen, meinte er, wäre der Admiral mit allen seinen Leuten, ohne alle ihre Gefahr, in Freyheit gesetzt worden. Er fügte hinzu,

die Vorräthe sollten an Bord geschafft werden; aber man müsse erst eine Ordre vom Bassa erhalten, um die Leute, die noch zurückgehalten würden, frey zu geben. Man bath um eine Frist von fünfzehn Tagen; und werde unmittelbar nach Verlauf dieses Zeitraums nicht jedermann sogleich an Bord geschickt, so erwarte man von den Engländern nicht die mindeste Schonung.

Der Admiral forderte gleichfalls die Auslieferung der Pinnasse binnen der anberaubten Zeit; aber es schien ihm rathsam, die Herausgabe der Güter oder Entschädigung dafür nicht eher zu verlangen, als bis seine Leute in Freyheit gesetzt wären.

Als man den Aga von diesen Bedingungen und Forderungen unterrichtete, ward er wüthend, besonders wegen der Pinnasse. Mittlerweile wurde täglich eine Menge des an das Ufer gebrachten Vorrathes, nebst unbedeutenden Geschenken und Erfrischungen von Seiten des Aga, an Bord geschafft.

Am dreyzehnten gingen die Schiffe Handels-Wachsthum und Pfefferkorn im Angesicht der Rhede vor Anker, und am Morgen darauf kamen sie vollends heran, zur großen Freude des Admirals, der nun seine Flotte wieder vereinigt sahe.

Nach einer Menge nichtswürdiger Verhandlungen und Ausflüchte von Seiten der Türken, kam den fünf und zwanzigsten Nakhada Mohammed, und meldete den Admiral, der Bassa habe einen Befehl zur Befreyung seiner Leute und zur Auslieferung der Pinnasse unterzeichnet; und er fügte das Versprechen hinzu, daß am Morgen darauf alles übergeben werden solle.

Allein am Morgen kehrte derselbe Offizier zurück, und sagte, die Pinnasse sey zwar segelfertig, aber der Aga wolle weder sie noch die Gefangenen

ausliefern, bis der Admiral eine eigenhändig unterschriebene Versicherung ausgestellt habe, daß er den Türken und ihren Alliirten, weder in ihrer Person noch in ihren Eigenthum, Schaden und Beschwerden zufügen werde, und daß er auf die Auslieferung der Güter, deren man sich bemächtigt habe, oder auf eine Entschädigung dafür Verzicht leiste; übrigens sollte diese Versicherung eidlich bestärkt, und von fünf der vornehmsten Personen am Bord unterzeichnet werden. Middleton äußerte sein Erstaunen, daß die Türken, anstatt ihre Zusagen zu erfüllen, ihn täglich mit neuen Forderungen höhnten; und um sie zu einem humanen und gerechten Verfahren zu zwingen, faßte er den Entschluß, den Abgesandten des Aga nebst seinem Gefolge als Geisseln zurückzubehalten; er verlangte daher von Mohammed, der die Bothschaft überbracht hatte, daß er seinen Herrn von diesem Entschluß unterrichten sollte. Der Abgesandte versetzte darauf mit ernstem Tone, er habe sich diesem Geschäft von freyen Stücken aus Wohlwollen gegen die Engländer unterzogen: und wolle der Admiral geruhen, ihm die verlangte Schrift auszustellen, so versicherte er ihm, daß alle seine Leute sich noch vor Einbruch der Nacht am Bord finden würden.

Weil der Admiral fand, daß sich durch Zwangsmittel nichts werde ausrichten lassen, so zeigte er sich dem Scheine nach willfährig. Er entwarf in englischer Sprache eine kurze Erzählung von dem verrätherischen Verfahren, daß sich die Türken gegen ihn erlaubt hatten, und überlieferte sie mit der Anzahl der verlangten Unterschriften dem Offizier anstatt des geforderten Instrumentes. Auch unterließ er nicht, Hrn. Femel von dem Sinne und der Absicht dieses Aufsatzes einen Wink zu geben, und er-

laubte dann dem Offizier, sich an das Ufer zurück zu begeben.

Gegen Abend kehrte er, wie er versprochen hatte, mit Jemel und neun andern zurück; und am Morgen darauf ward die Pinnasse ausgeliefert. Der Admiral forderte nun die Freyheit des jungen Menschen, der ein vorgeblicher Proselyt des mahomedanischen, Glaubens geworden war. Auch dieß ward nach einigen Schwierigkeiten zugestanden, und der Jüngling zum zweyten Mahl ein Christ.

In allen Verhandlungen bis zum letzten Augenblicke des Aufenthals der englischen Flotte, zeigten die Türken den Wunsch, die Engländer zu verstricken und zu hintergehen. Allein da sich der Admiral nunmehr in Freyheit sahe, und von seinen Leuten kräftig unterstützt ward, so vereitelte er alle ihre Pläne, und both seinen Feinden Trotz.

Bald darauf, nachdem Jemel ausgeliefert worden, bezahlte dieser die Schuld der Natur. Die Ursache seines Todes war entweder ein hitziges Fieber, oder Gift, das die Türken ihm beygebracht hatten. Von beyden Seiten suchte man sich durch mancherley Manöver beyzukommen, und einige Zeit verstrich in fruchtlosen Unterhandlungen. Endlich, nachdem der englische Befehlshaber alle Entschädigung und Genugthuung erhalten hatte, welche die Umstände möglich machten, verließ er den dritten Julius die Rhede von Mocha und segelte nach Assab. Hier vergieng einige Zeit mit Wassereinnehmen; und weil man fürchtete, daß die Türken die Brunnen vergiftet haben möchten, was sie, wie man erfuhr, zuweilen thaten, so ließ man sie ausleeren und reinigen, ehe man Wasser auf die Schiffe brachte.

Am dreyzehnten schickte der Regent des Landes einen Brief und Erfrischungen an den Admiral; er

wünschte ihm Glück, daß er den Händen seiner Feinde entgangen sey, und bewillkommte ihn herzlich in seinem Gebiethe, indem er das Versprechen hinzufügte, ihn mit allem zu versorgen was sein Land nur immer liefern könne. Middleton empfing die Abgeordneten mit vieler Güte, beantwortete das Schreiben des Königes, und begleitete die Antwort mit einigen Geschenken.

In wenigen Tagen traf ein Schiff von Mocha ein, um die Angelegenheiten mit den Engländern vollends auszugleichen, und ihre gegenseitigen Contracte zu vollbringen. Allein da sich der Bassa unter einem nichtigen Vorwande entschuldigte, daß die Ratifikation des Freundschaftstraktats, worüber man unterhandelt hatte, noch nicht erfolgt war, so hielt sich Middleton jetzt völlig überzeugt, wie sehr die Türken entschlossen wären, alle mögliche Vortheile aus den Engländern zu ziehen. Diese Ueberzeugung bewog ihn nun, ähnliche Pläne gegen die Türken zu entwerfen.

Ein großes Schiff mit reicher Ladung ward täglich von Suez zu Mocha erwartet, an dessen Bord die Hauptfeinde der Engländer beträchtliche Güter hatten. Auf dieses Schiff lauerten die Engländer einige Tage lang, nicht ohne große Gefahr für ihre eigene Flotte; allein zuletzt fand Middleton zu seinem Mißvergnügen, daß es ihm in der Nacht entwischt war.

Nach großem Zeitverlust, und nachdem man, wie wir gesehen haben, zahlreiche Unfälle auf der rothen See erlitten hatte, schiffte der Admiral nach Babelmandel herab. Zwey seiner Schiffe segelten durch den westlichen, und die andern zwey durch den östlichen Kanal hindurch, und vereinigten sich glücklich noch an demselben Tage ausserhalb der Meerenge.

Von

Von zwölften bis zum sieben und zwanzigsten August hatten die Engländer viel widrigen Wind, zuweilen auch Windstille, so daß sie nur wenig vorwärts kommen konnten. Allein da der Passatwind nun ziemlich vorüber war, so verschaffte sich der Admiral vom Nachada zu Din den Beystand von Booten, um Ballast und Wasser einzunehmen. Auch unterhandelte er mit ihm über den Einkauf einer ansehnlichen Menge Aloe.

Nachdem dieß Geschäft abgethan worden, verließ Middleton am dritten September die Rhede, nahm einen Piloten ein, der ihn nach Indien führen sollte, und trat die Fahrt dahin an. Am sieben und zwanzigsten erreichte er Surate, wo er verschiedene indische und viele portugiesische Schiffe fand. Es scheint, daß die Portugiesen Nachricht von der Gegenwart der Engländer in der rothen See erhalten, und absichtlich einige Fregatten nach Surate geschickt hatten, um den Engländern den Küstenhandel zu verwehren.

Der Admiral der Armada, wie man dieß Geschwader hieß, schickte am neun und zwanzigsten eine kleine Fregatte ab, um den englischen Befehlshaber bey seiner Ankunft zu bewillkommen, und ihm alle mögliche Dienste anzubiethen; wobey er ihm jedoch zu verstehen geben ließ, daß, wenn er keinen Freyheitsbrief vom Könige in Spanien oder vom Vizekönige mitbrächte, ihm die Erlaubniß Handel zu treiben nicht gestattet werden könnte. Middleton versetzte, mit einem solchen Briefe sey er nicht versehen, auch glaube er nicht desselben zu bedürfen, da er ein Beglaubigungsschreiben und Geschenke an den Großmogul bey sich führe, und in der Absicht gekommen sey, den bereits eingeleiteten Handel und

Verkehr Englands mit Ostindien in größere Aufnahme zu bringen.

Middleton erhielt bald darauf ein Schreiben von einem gewissen Nikolaus Bangham, worin die englischen Angelegenheiten in dieser Weltgegend geschildert wurden. Die Lage derselben war höchst mißlich; und dieß rührte von der Eifersucht der Portugiesen und von ihren überwiegenden Einflusse auf die indischen Fürsten her. Ob daher gleich einige Oberhäupter unter den Eingebornen den Wunsch äusserten, mit dem englischen Befehlshaber in einen Handelsverkehr zu treten, so gestanden sie doch zugleich, daß dieß ohne Zustimmung der Portugiesen, wo nicht ganz unmöglich, doch gewiß sehr schwer seyn werde.

Alles dessen ungeachtet beschloß der Admiral das Aeusserste zu versuchen. Allein die Portugiesen legten einem Theile der Engländer, der gelandet war, einen Hinterhalt, und schritten zu offenen Feindseligkeiten. Middleton hielt daher mit seinen Offizieren Berathschlagung; und man beschloß, die Schiffe auf der Rhede mehr zusammenzuziehen, und die Mannschaft an Bord zu beordern.

Mittlerweile langte der Sohn des Vizekönigs mit hundert Schiffen von verschiedener Größe an, und Middleton traf die zur Sicherheit seines Geschwaders nöthigen Maaßregeln, da er nicht wußte, was er sich zu den Portugiesen zu versehen hatte. Späterhin erboth sich Chojah Nassan, der Gouverneur von Surete, zu Unterstützungen, und machte den Engländern Hoffnung, daß binnen wenig Tagen ein Handelsverkehr angeknüpft werden würde. Allein dieß Versprechen ging nicht in Erfüllung, und der Befehlshaber stand schon auf dem Punkte abzureisen, als er von einem Mäkler Nachricht erhielt,

daß Mokrib Chan, ein Officier des Moguls, und Chojah Nassan bald eintreffen würden, um mit ihm zu unterhandeln. Middleton empfing sie am Bord, beschenkte sie freywillig, und schmeichelte sich nunmehr mit der Hoffnung, nicht bloß jetzt einen vortheilhaften Handel zu treffen, sondern auch Erlaubniß zu erhalten, für die Zukunft daselbst eine Factorey gründen zu dürfen. Als er aber die Habsucht jener charakterlosen Sklaven des Despotismus, so viel ihm möglich war, befriedigt, und dagegen sehr nachdrückliche Aeusserungen von Dienstbeflissenheit und Achtung empfangen hatte, sahe er sich zuletzt, nach mancherley Ausflüchten und nicht erfüllten Versprechen hintergangen und betrogen, und erhielt sogar den Befehl, Surate schleunig zu verlassen.

Zu Folge dieses Befehls verließ er die Rhede am zwölften Februar, und traf am sechzehnten zu Dubul ein. Hier fertigte er sogleich ein Schreiben an den Gouverneur ab, worin er ihn um Handelsfreyheit und freundliche Behandlung ersuchte. Die Antwort lautete günstig, und unmittelbar darauf erfolgte ein Handelsverkehr mit den Einwohnern.

Am vier und zwanzigsten wurden die Offiziere zu einer Berathschlagung zusammenberufen. Man besprach sich, welche Schritte nun zu thun wären, ob das Geschwader nach Priaman und Bantam segeln, oder nach dem rothen Meere zurückkehren sollte, um mit den dahin fahrenden indischen Schiffen zu handeln, nachdem man beyde Vorschläge von allen Seiten erwogen hatte, beschloß man einstimmig, nach dem rothen Meere zurückzufahren. Die Gründe hiezu waren folgende. Man hoffte so die aus England mitgebrachte Ladung verkaufen, dafür andere einnehmen, die großen und unverschuldeten Belei-

digungen zu Mocha rächen, und den ostindischen Schiffen beystehen zu können, die vielleicht, aus Unvorsichtigkeit oder Unkunde, in ähnliche Gefahren gerathen seyn würden.

Am Abend des sieben und zwanzigsten, nachdem frisches Wasser eingenommen worden, entdeckte man beym Abfahren ein Schiff, das, wie sich ergab, portugiesisch war, und von Cochin nach Chaul fuhr. Die Ladung desselben bestand hauptsächlich in Cocosnüssen. Die Engländer nahmen einige wenige Artikel heraus, wovon der Admiral ein Verzeichniß aufsetzen und von den angesehensten Personen am Bord unterzeichnen ließ, worauf das Schiff Erlaubniß erhielt, seinen Weg fortzusetzen.

Am fünf und zwanzigsten März bekam man die Insel Socotra zu Gesicht, und am sieben und zwanzigsten fand man sich bey Cap Gardafui, dem äussersten Vorgebirge Afrikas nach Osten zu.

Einige Abhaltungen von wenigem Belange raubten ihnen ihre Zeit bis zum zwey und zwanzigsten April. Pemberton kam jetzt von Socotra zurück, und meldete dem Admiral, man habe ihm eine Schrift vom Capitän Johann Saris gezeigt, welcher, ungeachtet ihm Middletons Warnung bekannt geworden, nicht in das rothe Meer zu schiffen, sich dennoch zu Folge eines Passes vom Großherrn geschmeichelt habe, unter dem Schutze desselben eine sichere und vortheilhafte Fahrt dahin unternehmen zu können.

Als der Admiral diese unerwartete Nachricht erhalten hatte, berief er die Offiziere zu einer Berathschlagung zusammen, wo der früher gefaßte Entschluß vom neuem bestätiget ward. In der That war jetzt keine andere Alternative möglich, bis der periodische Wechsel der Winde eintreten würde, was aber erst fast nach einem Monathe der Fall war. Das

Pfefferkorn unter dem Capitän Dounton ward mithin zurückgelassen, um in dieser Breite zu kreuzen; Middleton hingegen beschloß mit dem Handels-Wachsthum und dem Liebling beyde Straßen von Babelmandel zu bewachen.

Am vierten May gieng der Admiral innerhalb Babelmandel zwischen Arabien und der Insel vor Anker. Ein türkischer Offizier, welchen der Aga von Mocha zur Bewachung der Meerenge angestellt hatte, kam hier zu den Engländern, und versprach dem Admirale, daß, wenn er nach Mocha schreiben wollte, die Antwort binnen drey Tagen erfolgen sollte. Middleton schrieb also an Capitän Saris, und meldete ihm die Ursachen seiner Fahrt nach Babelmandel, so wie er ihn auch von seinem Plane umständlich unterrichtete.

Am sechsten traf ein Schiff von Zayla ein, das hauptsächlich mit Matten befrachtet war. Der Admiral kaufte aus demselben zwölf Schafe, einen Theil des darin befindlichen Vorraths an Vieh, und ließ dasselbe dann wieder abfahren. In dieser Station fielen den Engländern mehrere Schiffe in die Hände, welche angehalten und geplündert wurden; jedoch nur eines derselben enthielt eine Ladung von etwas bedeutenden Werthe.

Am vierzehnten traf Capitän Saris ein, und ging bey dem Admiral nebst den drey Schiffen, die er befehligte, vor Anker. Nachdem sie einander mit dem groben Geschütz begrüßt hatten, besuchten Capitän Saris und einige der vornehmsten Personen am Bord seines Geschwaders ihre Landsleute, und einige Zeit verstrich in Berathschlagungen. Am Tage darauf erwiederte Middleton den Besuch, und speiste am Bord der Gewürznelke, des vom Capitän Saris kommandirten Schiffes, wo

ihm der Paß des Großherrn gezeigt ward. Man unterhielt sich lange Zeit; und nachdem man sich die wichtigsten Ereignisse der beyderseitigen Reisen gegenseitig mitgetheilt hatte, beschloß man zuletzt, nach einerley Plan zu verfahren; und man kam überein, daß Capitän Saris und sein Geschwader den dritten Theil von allen Prisen erhalten sollte, deren man sich zu bemächtigen das Glück haben würde.

Da die vereinten Geschwader die Schifffahrt auf dem rothen Meere beherrschten, so mußten nothwendig viele Schiffe ihnen in die Hände fallen, und einige darunter waren sehr reiche Prisen. Die Türken, die nunmehr begriffen, wie gröblich sie die Engländer beleidigt hatten, und daß diese jede beliebige Rache an ihnen nehmen konnten, schickten den Capitän der Galeeren Mammi nebst andern angesehenen Personen ab; um einen Waffenstillstand zu unterhandeln, und Middletons Forderungen, als eine befriedigende Entschädigung der zugefügten Beleidigungen, kennen zu lernen.

Dieß war eben das, was der Admiral wünschte. Damit er nun nicht die Gelegenheit einbüßen möchte, sich hinlänglich entschädigen zu lassen, da das Glück dieß ihm möglich machte, so forderte er hundert tausend Realen von Achten. Hiezu wollten sich die türkischen Abgeordneten nicht verstehen; doch bathen sie den Admiral um Erlaubniß, nach Zenan einen Bothen zu senden, um den Bassa um sein Gutachten zu befragen.

Am dreyßigsten ward eine allgemeine Berathschlagung am Bord des Admiralschiffes gehalten; und an demselben Tage kehrten der Capitän der Galeeren und ein von dem Bassa ernannter Aga zurück, um über die Forderung des Admirals wei-

ter zu unterhandeln. Allein da sie fanden, daß Middleton nichs nachlassen wollte, so bathen sie um Erlaubniß, sich an die Capitäne der indischen Schiffe und andere angesehene Kaufleute wenden zu dürfen, damit diese in die Erhebung einiger neuen Zölle, wovon die verlangte Summe bezahlt werden sollte, einwilligten. Der Vorschlag, die Zölle zu erhöhen, ward durchaus verworfen; da denn die Kommissarien, die kein Geld bey sich hatten, um einen längern Aufschub bitten mußten. Mittlerweile beschäftigten sich die Engländer damit, die indischen Waaren an Bord der angehaltenen Schiffe zu untersuchen, und die ihnen nützlichen gegen ihre eigenen Güter auszutauschen.

Capitän Daunton, welcher den Hafen von Aden bewachte, war eben so glücklich und trug wesentlich dazu bey, die Beleidigungen zu rächen, welche vorher dem Geschwader widerfahren waren.

Da die Sache sich von Tage zu Tage verzögerte, so beschloß Middleton, die Entscheidung zu beschleunigen. In dieser Absicht ging er am eilften mit allen englischen und den indischen Schiffen, die er angehalten hatte, nach Mocha unter Segel. Nur das Pfefferkorn blieb zurück, das sich aber auch in kurzer Zeit mit ihm vereinigte.

Als der Admiral merkte, daß nach allen Zögerungen die Türken immer noch abgeneigt waren, einen für sie so nachtheiligen Vergleich einzugehen, und daß sie sich beschäftigten, ein Schiff von Katsnogane auszuladen, befahl er dem Capitän Dounton, mit dem Pfefferkorne an das Admiralschiff heranzukommen, worauf sie einige Kanonen auf die Türken abfeuerten. Dieß nöthigte die leztern, von ihrem Unternehmen abzustehen.

Alles dessen ungeachtet wollte sich dieß hart-

näckige Volk nicht fügen. Dieser Umstand bewog den Admiral, einen andern Ausweg einzuschlagen. Er rief alle Capitäne der indischen Schiffe zusammen, denen er seine Klagen wider die Türken vorlegte, und erklärte ihnen, daß er zwar für die Beleidigungen, die er in Indien erlitten, entschädigt worden; allein bis die Türken ihm die ausgezeichnete Genugthuung gegeben, werde er die Schiffe nicht absegeln, noch auch an diesem Orte Handel treiben lassen, sondern er sey entschlossen, alle indische Schiffe mit sich in die See zu führen, damit seine Feinde jetzt keinen Gewinn aus dem indischen Handel ziehen könnten.

Weil die indischen Kaufleute den Admiral entschlossen sahen, und nicht alle Vortheile ihrer Reise verlieren wollten, so äußerten sie den Wunsch, einen Vergleich zu treffen, und thaten dem Admiral den Vorschlag, daß ein jedes Schiff den Engländern eine gewisse Summe für die Erlaubniß zu handeln zahlen sollte.

Middleton, welcher leicht einsahe, daß sich keine Genugthuung den Türken abnöthigen ließ, ohne den indischen Schiffen ferner zu schaden, ging den Vorschlag ein. Man verglich sich also über die besondern Summen, welche ein jedes Schiff zahlen sollte. Nachdem eine ansehnliche Summe abschläglich bezahlt worden, segelte am sechsten August ein Schiff von des Capitäns Saris Geschwader voraus; und als Saris seinen Antheil am Gelde nach der getroffenen Uebereinkunft in Empfang genommen hatte, folgte er selbst am dreyzehnten nach, und verließ das rothe Meer.

Am sechzehnten August gingen das Admiralschiff und das Pfefferkorn unter Segel, schifften

wieder durch die Straße von Babelmandel, und steuerten nach Indien.

Nichts Aufzeichnungswerthes ereignete sich, bis sie am neunzehnten October die Rhede von Tekoa erreichten. Sie fanden daselbst den Liebling. Dieß Schiff hatte dort während des größten Theils der Regenzeit gelegen, und mehrere von seiner Mannschaft begraben. Noch jetzt herrschte bey derselben eine allgemein verbreitete Krankheit. Das Schiff hatte nur wenig Pfeffer erhalten, und man konnte auch vor der nächsten Aernte nicht mehr bekommen.

Weil übrigens Middleton an diesem Orte wenig Aufmunterung wegen einiger innerlichen Unruhen fand, die fast alle Art von Handel vernichteten, so ging er am drey und zwanzigsten nach Bantam im Pfefferkorn unter Segel. Kapitän Dountan blieb im Admiralschiffe einen Monath länger zurück, um den noch übrigen Pfeffer, der eingehandelt worden, vollends einzunehmen.

Kapitän Dounton fand überzeugende Beweise von der Betrügerey der Eingebornen. Denn als man den Pfeffer untersuchte, fand man in einigen Säcken kleine Beutel mit Reiß in Hülsen (paddy) in andern gewöhnlichen Reiß, und in einigen Steine, eine Menge feuchten und beschädigten Pfeffer nicht gerechnet, der in neue Säcke gethan worden.

Nachdem alles an Bord geschafft worden, gingen sie bey Mondschein unter Segel, indem sie sich auf ihre bereits erworbene Kenntniß von der Schifffahrt in dieser Gegend verließen. Beym Sondiren zeigte sich schlammiger Grund und seichtes Wasser; doch war es noch tief genug, um allen Gedanken an Gefahr zu entfernen. Aber mit einem Mahle entdeckten sie, daß es nicht tiefer als vier Faden war; und um ihre Bestürzung zu vermehren, stieß

das Schiff auf eine verborgene Klippe, und blieb fest sitzen. In dieser Lage blieben sie einige Stunden; da indessen der Wind gelind und die See ruhig ward, so verminderte sich die Gefahr, und man faßte Hoffnung, das Schiff wieder los zu bringen. Indessen gewann der Leck, den der Stoß an die Klippe verursacht hatte, ungeachtet aller Bemühungen der Engländer, Grund; und sie fingen an sehr große Unruhe zu empfinden. Da sich aber zeigte, daß auf allen Seiten des Schiffes das Wasser leidlich tief war, so ließen sie mit der größten Geschwindigkeit einen Sternanker in einer Tiefe von sechs und zwanzig Faden fallen, um das Schiff loszumachen. Dieß Hülfsmittel wirkte vollkommen, was man wünschte; denn das Schiff ward fast augenblicklich wieder flott, und ankerte bald darauf ungefähr eine Meile weit von dem unglücklichen Flecke. Um den Leck zu stopfen, schien es rathsam, nach Tekoa zurückzukehren; aber es war unaufhörliche Anstrengung nöthig, zu verhüthen, daß das eindringende Wasser nicht die Oberhand gewann; die Mannschaft fing an entkräftet zu werden, und die Gefahr durch ihr Mißvergnügen und Murren zu vermehren.

Da der Leck sich offenbar im Sterne befand, so war man zehn Tage lang eifrig damit bemüht, diesen Theil des Schiffes zu erleichtern, und den Schaden einstweilen so weit auszubessern, als es die Umstände gestatten wollten. Hierauf verließen sie Tekoa, und gelangten glücklich über die Sandbank. Im Verlaufe der Fahrt erlitten sie einen heftigen Sturm mit Donner, Blitz und Windstößen. Bevor derselbe noch nachließ, bekamen sie schon das hohe Land von Sumatra zu Gesicht; und am zwanzigsten legten sie bey Pulo Panian an.

Hier ließ der Admiral zuvorderst daß Pfefferkorn gehörig ausrüsten. Nachdem dieß geschehen war, berathschlagte man sich über die künftigen Unternehmungen. Man kam dahin überein, daß das Admiralschiff vorher kalfatert werden müßte, ehe es die Rückreise antreten könnte; und da dieß ziemlich viel Zeit wegnehmen dürfte, so beschloß man ferner, das Pfefferkorn unmittelbar nach England abzusenden, um die Interessenten zu befriedigen.

Zu Folge dieses Entschlusses ging das Pfefferkorn am vierten Februar 1613 unter Segel, und langte am zehnten May auf der Saldanna-Rhede an, wo man die Ostindienfahrer Hector und Thomas fand, welche Capitän Dounton begleiten wollte. Aus dieser Ursache eilte er so viel als möglich, die nöthigen Erfrischungen einzunehmen. Am sechszehnten des Abends ging er in Gesellschaft unter Segel. Der Thomas blieb weit zurück; hingegen der Hector, der schnelleste Segler, eilte hinweg, ohne sich um seine Begleiter zu bekümmern. Gleich in der ersten Nacht verlor das Pfefferkorn beyde Schiffe aus dem Gesichte. Capitän Dounton steuerte nach einer solchen Richtung, wo er am meisten hoffen konnte sich mit seinen Begleitern wieder zu vereinigen; aber umsonst. Nachdem er einige Tage lang ihnen nachgespürt hatte, sahe er sich genöthigt, die Fahrt allein fortzusetzen.

Krankheit und Trübsal befielen in kurzer Zeit die Mannschaft des Pfefferkorns. Sie sahen sich genöthigt, auf England zuzusteuern, ohne daß nur die Hälfte sich mit der Hoffnung schmeicheln konnte, ihr Vaterland je zu erreichen. Am achtzehnten Junius passirten sie die Linie; und am zehnten September, als sie sich bereits ihren vaterländischen Küsten näherten, bekamen sie starken Wind

mit hohl gehender See, wodurch sie von ihrer Richtung weggetrieben wurden. In dieser Verlegenheit bemühten sie sich Milford-Hafen zu erreichen, und am nächstfolgenden Nachmittage erblickten sie die Küsten sowohl von Wales als von Irland. Da der Wind ihnen entgegen war, so mußten sie noch einmahl ihren Plan ändern; und weil sie es unmöglich fanden, Milford-Hafen zu erreichen, so steuerten sie nach Waterfort in Irland. Mit einigen Schwierigkeiten trafen sie auch daselbst ein; und obgleich die Irländer gegen die Kranken und Schwachen sich so menschlich und wohlwollend bezeigten, als es in ihren Kräften stand, so ward doch zu Folge falscher Darstellungen eines schlechten Kerls, welchem Kapitän Dounton wegen seines übeln Betragens eine Strafe auferlegen mußte, dieser unglückliche Offizier unter der Beschuldigung getriebener Seeräuberey ergriffen, und in das Fort von Dungannon fast drey Wochen lang gefangen gesetzt.

So ward, nach einer langen und gefahrvollen Reise, welche die Gesundheit des Stärksten untergraben konnte, bey dem Betreten des brittischen Bodens dem Capitän Dounton statt der Erhohlung ein Gefängniß zu Theil, und er sahe sich auf Leib und Leben angeklagt. Indessen sendete er seine Depeschen unmittelbar nach England; und so ward er auch endlich aus dem Gefängnisse entlassen. Am zwanzigsten October landete er wohlbehalten zu Blackwall.

Noch ist die Katastrophe zu berichten, welche Middleton selbst beschieden war. Dieser unermüdete Anführer steuerte, nachdem er das Pfefferkorn entlassen hatte, nach Machian, um daselbst sein Schiff kalfatern und ausbessern zu lassen. —

Während er daselbst lag, brach unter seiner Mannschaft eine furchtbare Sterblichkeit aus, welche über hundert wegraffte. Nur drey und dreyßig Mann blieben am Leben, wovon der größte Theil krank war. Middleton hatte Gefangenschaft und die gewöhnlichen Unfälle der Seefahrer mit Gleichmuth ertragen; er hatte dem Unglück die Stirne gebothen, und zuweilen die härtesten Schläge desselben glücklich überwunden; aber als er seine Mannschaft verlor, gab er auch alle Hoffnung auf. Kummer nagte an seinem Herzen, und brachte ihn bald ins Grab. Er starb am vier und zwanzigsten May. 1613.

Georg Spilbergen's
Reise
um die Welt

So oft der Geist des Abenteuers den Weg zum Gewinn bahnte, haben die Holländer immer eine starke Neigung gezeigt, die geöffnete Bahn zu verfolgen. In Seeangelegenheiten haben sie sich frühzeitig zu ihrem Vortheil ausgezeichnet, und diesem Ruhm lange Zeit behauptet. Nicht nur haben sie die Meere mit ihren Schiffen bedeckt, sondern auch dem Gebiethe des Oceans selbst Abbruch gethan, und indem sie ihm ein Land abgewannen, eine Stärke des Charakters entfaltet, wodurch sie einen hohen Rang unter den Nationen behaupten. Ob aber gleich die Begierde nach Gewinn die unstreitige Quelle der Industrie und der Künste ist, so unterläßt doch die Erwerbung von allzu viel Reichthümern nie, das Feuer des Patriotismus auszulöschen, und das Herz gegen die feinern Gefühle der Natur abzuhärten. Wir können nicht ohne Bewunderung betrachten, was die Holländer gewesen sind; aber ohne Bedauern können wir auch nicht voraus sehen, was aus ihnen noch in Zukunft werden wird. Unruhvoll erblicken wir in ihnen die schädlichen Wirkungen der Reichthümer, die endlich alle Grundsätze untergraben; und wo alles für Gold feil wird, da fühlen wir eine schmerzliche Ahndung, daß ähnli-

che Ursachen mit der Zeit ähnliche Wirkung in Reichen hervorbringen werden, die jetzt noch eines hohen Wohlstandes und der allgemeinen Achtung genießen. Während der philosophische Geist die Vergangenheit überdenkt, kann er nicht umhin, einen Blick auf die Zukunft zu richten; und indem er die Geschichte einer Nation durchgeht, zieht er daraus nützliche Lehren für eine andere.

Da die Reise, welche wir jetzt beschreiben wollen, der holländischen ostindischen Gesellschaft sowohl Ruhm als Macht verschafft hat, so wird dieser Eingang nicht am unrechten Orte stehen. Spilbergen war ein Mann von nautischen Kenntnissen und Geschicklichkeiten; und weil die holländische ostindische Gesellschaft andern Nationen auf der Fahrt durch die magellanische Straße folgen wollte, so rüstete sie sechs Schiffe zu diesem Endzwecke aus, und ernannte ihn zum Admiral dieses Geschwaders.

Am achtzehnten August 1614 segelte die Flotte aus dem Texel, und setzte ihre Fahrt fort, ohne einen der Aufzeichnung würdigen Zufall zu erfahren, bis sie auf der Rhede von Ilas Grandes in Brasilien vor Anker ging. Hier langten die Holländer am zwanzigsten Dezember an; und bald darauf ward eines der Schiffe von fünf portugiesischen Brigs unter der Mitwirkung der Indianer angegriffen, wodurch sich die Holländer genöthigt sahen, sich zurück zu ziehen. Während sie vor der gedachten Insel lagen, entdeckte man eine Meuterey. Zwey Personen wurden deshalb vor das Kriegsgericht gezogen, verurtheilt und hingerichtet.

Als man diesen Platz verlassen hatte, segelte Spilbergen nach St. Vincent, und bemächtigte sich einer Barke, welche er verbrannte. Nachdem er einen fürchterlichen Sturm am siebenten März ausgestan-

den hatte, brach eine Empörung auf der Flotte aus, welche doch zuletzt durch die entschlossenen Maßregeln der verschiedenen Befehlshaber unterdrückt ward. Am vier und zwanzigsten desselben Monaths kamen sie in die berühmte magellanische Meerenge; aber Winde und Ströme trieben sie wieder zurück. Sie erneuerten den Versuch am zweyten April; und jetzt waren sie glücklicher. In einer Breite von 54 Grad legten sie in einer Bay an, welche sie Pfeffer-Hafen nannten, weil die Rinde der Bäume in dieser Gegend ihrem Geschmacke nach diesem Gewürze glich. Hier trieben sie Handel mit den Eingebornen; aber zuletzt wurden sie von denselben am Ufer überfallen, und verloren dabey zwey Mann.

Am sechsten May legten sie die Meerenge vollends zurück; aber kaum hatten sie das Südmeer berührt, als sie von einem Sturm befallen wurden, und in die größte Gefahr geriethen, an einigen Inseln in der Nähe Schiffbruch zu leiden. Auf ihrer weitern Fahrt im stillen Meere langten sie zu La Mocha an, was zum Versammlungsplatz bestimmt worden war, im Fall sie sich von einander trennen sollten. Hier fingen sie mit den Eingebornen zu handeln an, welche sie kriegerisch und gegen die Spanier sehr feindlich fanden.

Am acht und zwanzigsten berührten sie die St. Marien-Insel. Ein Spanier lud sie ein, an das Ufer zu kommen; weil sie aber einige Soldaten im Hinterhalte bemerkten, so argwöhnten sie ein böses Spiel, und behielten daher den Spanier als Gefangenen zurück. Als sie darauf landeten, floh Alles, so wie sie sich der Stadt näherten, die von den Holländern eingeäschert ward. Hier erhielten sie fünf hundert Schafe und etwas Federvieh; und darauf lichteten sie die Anker, um drey spanischen

Schif-

Schiffen entgegen zu gehen, welche, wie sie erfuhren, sie aufsuchen sollten.

Bald darauf trafen sie auf ein Schiff, das einiges Geld am Bord hatte, so durch die Matrosen untergeschlagen ward. In kurzer Zeit erblickten sie acht Segel, welches, wie der Capitän des genommenen Schiffes versicherte, die aus Peru wieder sie ausgeschickte königliche Flotte war. Sie ward von Don Rodrigo de Mendoza, einem Verwandten des Viceköniges, kommandirt. Man näherte sich einander mit dem festen Entschluß, zu siegen oder zu sterben. Die Holländer bohrten in kurzer Zeit das Vizeadmiral-Schiff und den heil. Franz in Grund, und beschädigten das Admiralschiff dermaßen, daß es bald nach der Action gleichfalls sank.

Durch dieses unglückliche Treffen verlor der König von Spanien eine ungeheure Summe, welche auf die Flotte und ihre Ausrüstung verwendet worden war. Mendoza starb an seinen Wunden; und wie es scheint, metzelte man alle Spanier, welche nicht im Gefecht selbst fielen, oder im Meere ertranken, mit unmenschlicher Grausamkeit kaltblütig nieder. Indeß blieben die Holländer nicht ohne allen Verlust Sieger: sie verloren vierzig Mann in der Aktion, und acht und funfzig wurden verwundet.

Bald darauf segelten die Holländer nach Callao de Lima; weil sie aber daselbst die Spanier zu ihrem Empfange vorbereitet fanden, und einen Schuß von einem Sechsunddreyßig-Pfünder bekamen, wodurch eines ihrer Schiffe beynahe in Grund gebohrt ward, so waren sie genöthigt, sich zurückzuziehen.

Am achten August beschossen sie Paita; allein beym Landen fanden sie, daß die Einwohner, trotz der Festigkeit der Stadt die Flucht ergriffen, und

alle ihre beweglichen Güter nebst dem Gelde mitgenommen hatten.

Am sechsten Januar 1616 landeten sie auf einer von den Ladronen, und erreichten Manilla am neunten Februar. Den fünften März erhielten sie Nachricht von einer Flotte, die aus fünf Schiffen und vier Galeeren bestand, und zwey tausend Spanier außer Indianern, Chinesen und Japanesen, als Mannschaft führte. Diese mächtige Flotte war bestimmt, die Holländer aus den Molucken zu vertreiben.

Nichts von Bedeutung ereignete sich bis zum zwölften May, da Spilbergen das Vergnügen hatte, vom Capitän Castleton, welcher vier englische Schiffe befehligte, zu erfahren, der holländische General Johann Dirkson Lam, welcher von Banda zu Anfange des Frühlings mit zwölf Kriegsschiffen und einen Corps Landtruppen abgesegelt sey, habe eine Landung in Pulo Wai, der reichsten aller in dieser Gegend belegenen Inseln bewerkstelligt, und sich derselben ohne Schwierigkeit bemächtigt.

Nach diesem glücklichen Vorspiel forderte er die Einwohner der benachbarten Inseln zur Unterwerfung auf. Sie unterwarfen sich nach einander, und schlossen mit ihm einen Tractat ab, der für die holländische ostindische Gesellschaft ungemein vortheilhaft war; denn diese erhielt dadurch den unschätzbaren Alleinhandel mit den besten Muskatennüssen in Ostindien.

In demselben Monathe erhielt Spilbergen Befehl, mit zwey Schiffen nach der Stadt Bantam auf der Insel Java abzusegeln, und zugleich Instruktion, den Handel in jenem Hafen zu gründen und gehörig anzuordnen.

Am sieben und zwanzigsten Junius begaben sie sich nach Batavia, wo sie ihre Schiffe kalfaterten.

Während sie sich damit beschäftigten, hatten sie Gelegenheit, den unglaublichen Wachsthum des holländischen Handels zu beobachten. In diesem Zeitraume trafen vier Schiffe aus den Molucken ein, die mit den reichsten Gewürzen beladen waren; vier aus Holland mit mehrern hundert Soldaten am Bord, um die Garnison zu recrutiren; ferner ein reiches Schiff aus Japan nebst einer starken Ladung von Realen, Silbergeschirren und andern kostbaren Effekten.

Den vierzehnten December ging der Admiral von Bantam nach Holland mit dem Amsterdam von vierzehn hundert, und dem Seeland von zwölfhundert Tonnen unter Segel. Sie berührten St. Helena am dreyßigsten Januar 1617, und Spilbergen traf am ersten Julius in Holland wieder ein, nachdem er die Umschiffung der Erdkugel in zwey Jahren und eilf Monathen vollbracht hatte.

Der glückliche Erfolg dieser Fahrt sicherte ihm eine günstige Aufnahme zu Hause zu; und die Nachricht, welche er von der gänzlichen Unterwerfung der Molucken mitbrachte, war seinen Landsleuten nicht weniger erwünscht. Mit Einem Worte, Spilbergen kann unter die glücklichsten Seefahrer gerechnet werden, denn er erlitt weniger unangenehme Zufälle, und hatte im Allgemeinen weit mehr Glück, als die meisten seiner Zeitgenossen, die ähnliche Unternehmungen wagten.

Schouten's und La Maire's

Reise

um die Welt.

Eine Gesellschaft setzt Alleinhandel voraus; und Philosophen und Politiker haben über die Nützlichkeit ausschließender Privilegien sehr widersprechende Meinungen geäußert. Betrachtet man Einheit der Handlung als ein wesentliches Erforderniß zur Einleitung und Führung eines entfernten Handelsverkehrs, so läßt sich, unsers Erachtens, wider partielle, wohl überdachte Einschränkungen nur wenig einwenden, dahingen die allgemeine Handelsfreyheit mit mancherley Gefahren verknüpft ist. Die Verbindung mehrerer Individuen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke eröffnet mehr Aussichten zu bedeutendem Gewinne mit weniger Gefahr, als die desultorischen Unternehmungen spekulativer Abenteurer, welche, wenn ihnen ihre Versuche mißlingen, gänzlich zu Grunde gerichtet werden.

Die Generalstaaten der vereinigten Provinzen ertheilten, nach dem Muster der meisten andern europäischen Nationen, ihrer ostindischen Gesellschaft besondere Privilegien. In Gemäßheit derselben verbothen sie ihren übrigen Unterthanen, irgend einen Handel ostwärts jenseits des Vorgebirges der gu-

ten Hoffnung, oder westwärts durch die magellanische Straße zu treiben.

Dieß Verboth mußte nothwendig alle diejenigen aufbringen, welche sich einbildeten, die Erlaubniß zu Unternehmungen reiche schon hin, goldne Vortheile zu gewähren; und spekulative Köpfe, welche Trieb fühlten, Entdeckungen auf eigene Gefahr zu machen, lehnten sich offen wider die Ungerechtigkeit auf, mit welcher man Wege verschließen wollte, die die Vorsehung zum freyen Verkehr aller Nationen geöffnet hatte.

Von dergleichen Gesinnungen war auch La Maire, ein reicher Kaufmann zu Amsterdam. Er empfand unwiderstehlichen Trieb, einen Theil seines Vermögens darauf zu verwenden, daß er sich als Entdecker auszeichnete. Von diesem Plane begeistert, theilte er seine Idee Cornelison Schouten aus Horn mit, einem angesehenen Manne, welcher Ostindien dreymahl besucht hatte. Als er ihn um seine Meinung fragte, ob sich nicht ein neuer Weg in die Südsee entdecken lasse, und ob es nicht wahrscheinlich sey, daß die Länder im Süden dieses Weges wohl eben so reich seyn könnten, als Ost- und Westindien; versetzte Schouten, welchen die Frage nicht wenig frappirte, augenblicklich, man habe alle Ursache, einen solchen Weg zu vermuthen, und noch wahrscheinlicher sey die Muthmaßung, daß die Südländer schätzbare Handelsartikel erzeugen dürften.

Dieß Zusammentreffen von Ideen, die sie einander ohne Rückhalt mittheilten, und die Klarheit der Einsicht, welche die gewöhnliche Folge eines solchen Aneinanderreibens ist, entflammte beyde Männer für den Plan, den ihr Scharfsinn entworfen hatte. Da sie nun, was bey ihren sanguinischen Hoffnungen nicht schwer war, den Schluß zo-

gen, daß sie mit keinen legalen Hindernissen würden zu kämpfen haben; so kamen sie bald dahin überein, daß La Maire und seine Freunde zu den Kosten der Expedition die eine Hälfte, und Schouten und dessen Freunde die andere vorschießen sollten.

Als sie sich so weit vereinigt hatten, trafen sie mit ausserordentlicher Schnelligkeit die nöthigen Reiseanstalten. Sie nahmen Seeleute mit der Verpflichtung in Dienst, überall hinzugehen, wohin sie die Capitäne und Superkargos beordern würden, und bewilligte ihnen, zu Folge dieser ungewöhnlichen Bedingung einen außerordentlichen Sold. Dieß setzte aber auch die Unternehmer in den Stand, solche Leute auszuwählen, die sich durch Erfahrung vorzüglich auszeichneten, und auf welche man sich verlassen konnte.

Die Schnelligkeit der Ausrüstung, und das unverletzliche Stillschweigen, welches man dabey beobachtete, veranlaßte mancherley Vermuthungen über die Bestimmung der Expedition. Niemand konnte indeß das Geheimniß enthüllen, und alle räsonnirten über den Endzweck der Reise, je nachdem man dieß oder jenes vermuthete. Daß gemeine Volk nennte die Abenteurer Gold-Finder; der Kaufmann hingegen unterschied sie durch den Nahmen der Südsee-Gesellschaft.

In dem kurzen Zeitraume von zwey Monathen waren zwey Schiffe vollständig ausgerüstet: die Einheit, von dreyhundert und sechzig Tonnen, neunzehn Kanonen, und fünf und sechzig Mann, unter dem Capitän Wilhelm Cornelison Schouten und dem Superkargo Jakob La Maire, dem Sohne des Hauptunternehmers; und Horn von hundert und zehn Tonnen Last, acht Kanonen und zwey und zwan-

zig Mann, unter dem Kommando von Johann Cornelison Schouten.

Die Schiffe verließen den Texel am vierten Junius 1615, und gingen am siebzehnten in den Dünen vor Anker, wo sie sich mit frischem Wasser versorgten, und einen englischen Kanonier in Dienste nahmen. Sie verließen Plymouth am acht und zwanzigsten, und setzten ihre Fahrt fort.

Sie steuerten zwischen Teneriffa und Groß-Canaria hin, und berührten hierauf das grüne Vorgebirge. Am ein und zwanzigsten August bekamen sie das hohe Land von Sierra Leona und die Insel Madrabomba zu Gesicht, und suchten über die Untiefen von St. Anna hinweg den Kontinent zu erreichen; da ihnen dieß aber nicht gelingen wollte, so ankerten sie nahe bey einer der genannten Inseln. Als sie daselbst ans Land stiegen, fanden sie die Insel morastig, unfruchtbar, und ganz ungeschickt von Menschen bewohnt zu werden. Am drey und zwanzigsten entdeckten sie in der Nähe einen Strom, dessen Mündung durch Sandbänke und Klippen so verstopft war, daß kein Schiff hinein kommen konnte; doch ging man weiter, so ward das Wasser tief und breit genug, um Schiffe darin wenden zu können. Sie erblickten daselbst Affen, wilde Ochsen, Krokodile, Schildkröten und mancherley Vögel; aber Früchte, außer Citronen, trafen sie nicht an.

Als sie bey einem armseligen Dorfe in der Nähe der Rhede von Sierra Leona ankerten, fanden sie die Eingebornen abgeneigt, an Bord zu kommen, wenn sie nicht Geißeln erhielten, wodurch ihre sichere Rückkehr verbürgt würde. Dessen ungeachtet ging der Superkargo des Schiffes Horn, der minder mißtrauisch war, weil er es mit den Eingebornen ehrlich meinte, ans Land, und hielt sich einige Zeit

lang am Gestade auf, wo er Kügelchen gegen Citronen und Bananas vertauschte. Dieses offene Betragen flößte den Eingebornen mehr Zutrauen ein; sie kamen nun an Bord, und ein freundschaftliches Verkehr ward, so lange die Holländer noch daselbst verweilten, unterhalten. Diese Verhältnisse begünstigten besonders das Einnehmen des Wassers; und eben deshalb war es vorzüglich wichtig, mit den Landeseinwohnern friedlich zu leben. Citronen gab es hier in so großer Menge, und sie waren so wohlfeil, daß man deren tausend für wenig Kügelchen oder für ein Messer einhandeln konnte.

Am ersten September gelangten sie an einen kleinen Fluß an derselben Küste, bey welchem sie landeten, und ein Antilope fingen. Auch im Fischfange waren sie glücklich; und wir lesen, daß sie nahmentlich eine Fischgattung hier bekamen, welche einem Schusterkneife glich.

Sie verließen die Küste von Sierra Leona am vierten Oktober; und am Tage darauf, um Mittag wurden sie durch einen heftigen Stoß in Erstaunen gesetzt, welchen der untere Theil des einen Schiffes erhielt. Es zeigte sich nirgends ein Gegner, und eben so wenig hatte man eine Klippe bemerkt; während sie aber über diese Erscheinung nachdachten, fing die See an ihre Farbe zu verändern, und ein Blutquell schien die Schiffe zu umgeben. Dieser schnelle Wechsel des Wassers erregte nicht weniger Erstaunen, als der Stoß, welchen das Schiff erlitten hatte; doch die Ursache beyder Erscheinungen blieb ihnen verborgen, bis sie Port Desire erreichten. Als sie hier das Schiff am Gestade kalfaterten, sahen sie ein großes Horn, das sowohl in Form als in Größe einem Elephantenzahne glich, im Schiffsboden fest stecken. Es war ein fester und dich-

ter Körper, ohne alle Höhlung oder schwammichte Materie in der Mitte; und es war durch drey sehr starke Schiffsplanken gedrungen, und hatte eine Rippe in die Höhe gehoben, indem es wenigstens einen Fuß tief in das Holz eingedrungen war, und eben so weit auswärts hervorragte. Das Phänomen an der Küste von Sierra Leona war nunmehr erklärt. Man sahe deutlich, daß ein ungeheurer Bewohner der Tiefe von unbekannter Gattung an das Schiff heftig gestoßen hatte, und dadurch außer Stand gesetzt worden war, seine Waffe zurückzuziehen; diese war beym Angriff abgebrochen, und hatte eine so heftige Blutergießung verursacht, daß der das Schiff umgebende Ocean entfärbt wurde.

Man war nun über die Grenzen der damahls bekannten Schiffahrt gekommen, ohne daß die Mannschaft noch wußte, wohin sie eigentlich bestimmt war. Jetzt schien es den Capitäns Zeit zu seyn, ihre Pläne bekannt zu machen: sie berichteten daher ihren Leuten, man habe den Entschluß gefaßt, südwärts eine neue Fahrt in das stille Meer aufzusuchen. Diese Nachricht verbreitete die größte Freude; denn man schmeichelte sich mit der Hoffnung einer goldenen Aernte, die allen andern Europäern bis jetzt verborgen gewesen war.

Am siebenten November befanden sie sich auf der Höhe von Port Desire, aber sie fanden nicht den rechten Kanal, und kamen in eine seichte Bay voller Windungen, wo die Einheit auf den Grund stieß. Hätte sich nicht glücklicher Weise ein frischer Wind erhoben, so wäre das Schiff unstreitig verloren gegangen. Hier fanden sie unter den Klippen eine große Menge Eyer, und die Bay lieferte ihnen Stinte (smelts) von außerordentlicher Größe, weßhalb sie dieselbe die Stint-Bay nennten. Die

Schaluppe schickten sie nach den Pinguin-Inseln; woher das Schiff mit einer ziemlichen Ladung solcher Vögel und mit zwey Seelöwen zurückkehrte.

Als sie in Port Desire anlangten, suchten sie in einer Tiefe von zwanzig Klaftern zu ankern; allein weil der Grund aus losen Steinen bestand, und der Wind stark nach dem Ufer zu blies, so trieben beyde Schiffe fort, und waren einige Zeit lang in großer Gefahr, Schiffbruch zu leiden. Sie schifften weiter den Strom aufwärts, und erreichten die Königs-Insel, welche sie fast ganz mit schwarzen Seemeven bedeckt fanden. Die Nester dieser Vögel waren so dick gesäet, daß ein Mann, durch bloßes Ausstrecken der Arme, deren funfzig bis sechzig ergreifen konnte; jedes Nest enthielt drey bis vier Eyer; so daß sich hier ein unerschöpflicher Vorrath von Geflügel vorfand. Hingegen das Wasser war salzig und widerlich. Strauße zeigten sich in großer Menge; desgleichen ein Thier von der Hirschgattung. Auf den Hügeln bemerkte man Steinhaufen, was unstreitig Merkzeichen von Begräbnißstellen waren.

Nachdem die Einheit bey der Königs-Insel ohne allen ungünstigen Zufall kalfatert worden war, zog man das andere Schiff, in einer Entfernung von ungefähr zwey hundert Yards, ans Land. Um dasselbe zu trocknen, machte man ein Feuer von Schilfrohr darunter an. Zum Unglücke ergriff die Flamme das Holz; und da das Wasser funfzig Yard entfernt war, so blieben alle Bemühungen der Matrosen, das Schiff zu retten, vergeblich. Es verbrannte bis auf den Kiel. Glücklicher Weise war die Einheit weit genug entfernt; sonst wären beyde Schiffe durch die fürchterliche Feuersbrunst vernichtet worden, und die Mannschaft in die Ge-

fahr gerathen, auf einer wilden, unfruchtbaren Küste zurück bleiben zu müssen.

Nachdem sich die gesammte Mannschaft an Bord der Einheit begeben hatte, verließen sie am dreyzehnten Januar 1616 Port Desire. Am vier und zwanzigsten erblickten sie Land, welches sich von Osten nach Süden erstreckte, und sich in Eisberge erhob; und bald darauf zeigte sich anderes Land von ähnlichem Anblicke nach Osten zu. Die Entfernung beyder von einander ward auf acht Seemeilen geschätzt; und da ein starker Seestrom sich südwärts zog, so vermuthete man einen Kanal dazwischen, welchen man aufzusuchen beschloß. Indem sie sich dieser Oeffnung näherten, erblickten sie eine unglaubige Menge Pinguins, und so ungeheure Haufen von Wallfischen, daß dadurch die Schifffahrt wahrhaft gefährlich ward. Dem Lande ostwärts gaben sie den Nahmen Saaten-Land, und dem nach Westen zu liegenden den Nahmen Moritz-Land. Die Rheden waren gut; das Wasser war voller Fische, und mit Geflügel bedeckt; aber am Gestade zeigten sich überall Spuren von Unfruchtbarkeit. Indem sie weiter fortschifften, hielten sie sich aus gewissen Anzeigen vollkommen überzeugt, daß sie bald in die große Südsee durch einen Weg gelangen würden, der bisher noch nicht untersucht worden war, und mithin ihnen als eigen zugehörte. Dieser Umstand bestärkte ihren Entschluß, die Fahrt fortzusetzen; und obgleich die größte Anstrengung nöthig war, Gefahren vorauszusehen und ihnen zu entgehen, so stärkte sie doch die Hoffnung eines glücklichen Erfolges gegen die gegenwärtigen Leiden.

Es würde für unsere Leser kein Interesse haben, wenn wir alle Richtungen, die das Schiff

auf dieser Fahrt nahm, und alle alltäglichen Ereignisse dabey umständlich und einzeln aufzählen wollten. Es gnüge zu bemerken, daß sie am ein und dreyßigsten Januar um Cap Horn schifften, das zuerst von ihnen entdeckt ward, und diesen Nahmen erhielt. Die Straße, durch welche sie gesegelt waren, wurde nach La Maire, dem Theilnehmer an der Expedition, genennt.

Am zwölften Februar bekamen sie die magellanische Meerenge zu Gesicht, wodurch sie vollkommen überzeugt wurden, daß sie eine neue und glückliche Entdeckung gemacht hatten. Die allgemeine Freude äußerte sich durch eine Ergötzlichkeit, indem Schouten unter die ganze Mannschaft eine Menge Wein, jedoch mit nöthiger Vorsicht, austheilen ließ; und indem sie den glücklichen Fortgang ihrer Reise feyerten, vergaßen sie bald alle Mühseligkeiten, mit welchen sie hatten kämpfen müssen. Es verdient hier bemerkt zu werden, daß unaufhörliches schlechtes Wetter, dicke Nebel, und starke Seeströme ihre Fahrt durch die Straße La Maire begleiteten; und spätere Beobachtungen haben gelehrt, daß dieß in jenen Regionen beständig der Fall ist.

Nach einer Fahrt, wo mit so vielen Schwierigkeiten hatte gekämpft werden müssen, war es ganz natürlich, daß die Gesundheit der Mannschaft einer Erhohlung und Erquickung bedurfte. Schouten beschloß daher, nach Juan Fernandez zu segeln, welche Insel er am ersten März erreichte. So sehr aber auch der Anblick des Landes einladend war, so sahe sich doch der Befehlshaber, weil er keinen schicklichen Ankerplatz fand, genöthigt, seinen Plan, die Mannschaft daselbst zu erfrischen, aufzugeben. Inzwischen ward den Holländern ein

reicher Vorrath von Fischen und treffliches süßes Wasser zu Theil. Eine umständliche Beschreibung dieser Insel werden wir in einer spätern Reisebeschreibung finden. Zu der Zeit, als Schouten dort anlangte, war sie nur noch wenig bekannt.

Als das Schiff den Wendekreis des Steinbockes am dritten April passirt hatte, fing die Mannschaft an, mit einem fürchterlichen Flusse befallen zu werden; und während diese Krankheit wüthete, kamen sie an eine flache Insel, wo sie nichts weiter als eine Art Löffelkraut fanden. Das einzige vierfüßige Thier, das sie hier gewahr wurden, war eine Hundeart, wahrscheinlich von der peruvianischen Race, stumm und harmlos. Die Insel benannten sie nach diesem Thiere, das der rechtmäßige Bewohner des Fleckes zu seyn schien.

Indem sie von da westwärts steuerten, näherten sie sich einem andern flachen Eilande, von welchem ein indisches Kanot an das Schiff heran ruderte. Die Indianer, die sich im Kanot fanden, waren nackend, von röthlicher Hauptfarbe, und hatten langes schwarzes Haar. Durch Winke luden sie die Holländer ein zu landen; als man sie aber auf spanisch, moluckisch und javanisch anredete, zeigte es sich, daß sie keine dieser Sprachen verstanden. Innerhalb eines Musketenschusses vom Ufer konnte man weder Grund finden, noch änderte sich das Wasser. Hier fand eine zweyte, eben so unverständliche Conferenz zwischen den Eingebornen und den Holländern Statt; aber kein Theil konnte es bey dem andern dahin bringen, daß derselbe den ersten Beweis von verdachtlosem Zutrauen gegeben hätte. Die Eingebornen weigerten sich an Bord zu kommen; und die Holländer trugen, trotz allen Einladungen jener, zu landen Bedenken. Man

segelte ungefähr zehn Seemeilen nordwestwärts, um das Land zu umschiffen. Als man am Morgen darauf längs am Gestade hinfuhr, bemerkte man mehrere nackende Wilde, welche gegen die Holländer Zeichen von Freundschaft äußerten. Unverzüglich näherte sich ein Kanot dem Schiffe, und wagte sich darauf an die Schaluppe heran. Die Holländer vertheilten unter die Indianer Kügelchen, Messer und andere Kleinigkeiten, womit sie ungemein zufrieden schienen. Dieß flößte ihnen mehr Zutrauen und Muth ein; aber die Größe des Schiffes schien ihnen Furcht einzuflößen, dahingegen sie Neigung zu der Schaluppe zeigten, an deren Bord sie kamen. Indeß ward diese Vertraulichkeit eben nicht erwünscht; denn die Wilden äußerten nicht mehr Rechtlichkeit, als die Einwohner der Ladronen. Wie jene hatten sie eine besondere Vorliebe für Eisen, und sie konnten der Begierde, eiserne Sachen zu stehlen, nicht widerstehen. Selbst die Nägel der Cajütenfenster und die Thürriegel waren vor ihren räuberischen Händen nicht sicher. Wenn die Holländer ihnen etwas Wein gaben, so tranken sie ihn, und behielten auch das Trinkgeschirr; und warfen sie ihnen einen Strick zu, damit sie vermittelst desselben an das Schiff gelangen konnten, so brauchten ihn die Indianer hierzu nicht, und weigerten sich auch, ihn zurückzugeben. Mit Einem Worte, was sie in ihre Hände bekamen, betrachteten sie als gute Beute; und nichts als Gewalt konnte ihnen etwas wieder entreißen. Diese Indianer waren ganz nackend, ausgenommen, daß sie um die Lenden eine kleine Matte trugen. Uebrigens waren auf ihrem Körper Figuren von Schlangen, Drachen und anderem Ungeziefer gemahlt; sehr charakteristische

Embleme ihrer Verschmitztheit und Niederträchtigkeit.

Da Schouten gern wissen wollte, was die Insel erzeugte, so schickte er die Schaluppe mit einigen bewaffneten Leuten ans Ufer. Kaum waren diese gelandet, so stürzten dreyßig der Eingebornen mit Keulen, Stöcken und Schleudern aus einem Walde hervor, und suchten sich des Fahrzeugs zu bemächtigen; aber einige Musketenschüsse trieben sie augenblicklich in ihren Schlupfwinkel zurück. Die Holländer gaben dieser Insel den sonderbaren Nahmen Ohne Grund, weil sie an den Küsten derselben keinen Grund beym Sondiren hatten finden können. Die Insel zog sich lang hin, und war voller Bäume, die, wie man vermuthete, hauptsächlich Cocosbäume und Pflaum-Palmen waren. Sie hatten übrigens 15° südlicher Breite, und war gegen hundert Seemeilen von der Hunde-Insel entfernt.

Man verließ dieses Volk, dessen Sprache man nicht verstehen konnte, und dessen Moralität man von einer so schlimmen Seite hatte kennen lernen. Man kam darauf bey zwey Inseln vorbey, deren eine den Nahmen Wasser-Insel wegen ihrer niedrigen und sumpfigen Lage erhielt; die andere ward ganz passend Fliegen-Insel genannt. Auf der letzten entdeckten die Holländer einen Strom süßes Wasser, und sie beschlossen hier ihre Fässer zu füllen; aber dabey geriethen sie auf eine unbegreifliche Weise in einen panischen Schrecken, als einer der Eingebornen zum Vorschein kam, zu welchem sich in kurzer Zeit noch sechs andere gesellten. Zwar entgingen die Holländer ohne Schwierigkeit den Eingebornen, von denen sie wohl nichts zu fürchten hatten; dagegen sahen sie sich von solchen Flie-

genschwärmen überfallen, daß sie davon gänzlich vom Kopf bis zu den Füßen bedeckt wurden. Selbst ihre Kleidung schien dadurch wie lebendig; und die dunkelschwarze Farbe des Ungeziefers machten den Anblick höchst widerlich. Sogar das Boot und die Ruder waren mit Myriaden von Insekten bedeckt; und als die Leute, die am Ufer gewesen waren, in das Schiff zurückkehrten, fing die Fliegennoth auch am Bord desselben an. Jedermann beschäftigte sich damit, Gesicht und Augen gegen das Geschmeiß zu vertheidigen; und man konnte fast nicht sprechen oder essen, ohne eine große Anzahl desselben zugleich hinterzuschlucken. Diese fürchterliche Plage dauerte drey bis vier Tage, nach deren Verlauf sich fast keine Fliege mehr sehen ließ.

Nachdem die Holländer diesen Ort bey einem günstigen Winde verlassen hatten, bemerkten sie 1510 Seemeilen weit von der peruanischen Küste eine Barke, die auf sie zukam. Schouten ließ einen bis zwey Kanonenschüsse thun, um sie zum Streichen zu nöthigen. Da aber die Leute darin die Kanonensprache nicht verstanden, so schickte er die Schaluppe mit zehn Musketiren gegen sie ab, worauf einige von der Mannschaft derselben sich mit ihrer Habe in die See stürzten. Diejenigen, die am Bord zurückblieben, ergaben sich den Holländern ohne Widerstand, und wurden gütig behandelt. Die Holländer waren menschlich genug, das Leben derer zu retten, die sich den Wellen anvertraut hatten. Die ganze Bemannung der Barke bestand aus drey und zwanzig Personen, deren acht Weiber waren, außer einigen Kindern. Sie hatten nur eine leichte Bedeckung um die Lenden herum; übrigens war ihr Ansehen nett und

rein-

reinlich, und ihre Hout kupferfarben. Die Barke war von besonderer Form und Bauart; sie bestand nähmlich aus zwey Canots, die durch Planken mit einander verbunden waren, welche das Uebrige trugen. Die Leute waren mit keinen andern Seewerkzeugen, außer mit einigen wenigen Fischangeln versehen, welche aus Stein, Schildkrötenschale oder Perlmutter zusammengesetzt waren. Frische Cocosnüsse ersetzten ihnen die Stelle des Wassers. Schouten entließ sie alle an Bord ihres eigenen Fahrzeuges, worüber sie die lebhafteste Freude äußerten. Kurze Zeit darauf erblickten die Holländer eine andere ähnliche Barke, welche so schnell segelte, daß wenig europäische Schiffe es ihr darin hätten gleich thun können.

Am eilfen erblickten sie zwey Inseln, bey deren einer sie vor Anker gingen. Dieses Eiland erzeugte ungemein viel Cocosnüsse, weßhalb dasselbe von den Holländern Cocosinsel genannt ward. Nach der Berechnung der Holländer hat sie eine südliche Breite von 16°, und besteht aus einem zusammenhängenden Gebirge. Während sie daselbst vor Anker lagen, näherten sich drey große Fahrzeuge und mehrere Canots mit weißem Flaggen; ein friedliches Symbol, welches die Holländer nachahmten. Die Canots waren an dem einen Ende flach, und an dem andern spitzig; man hatte sie aus einem festen Stücke rothen Holz ausgehöhlt, und sie waren ungemein schnelle Segler.

Diese Leute äußerten große Neigung, mit den Holländern einen Handel einzugehen, und Lebensmittel und andere Sachen gegen europäische Waare auszutauschen; aber gleichwie einige der übrigen Insulaner zeigten sie Hang zur Verrätherey, so oft sie dadurch einen Vortheil gewinnen konn-

ten. Nach einer kurzen Bekanntschaft versuchten sie es sogar, sich der Schaluppe zu bemächtigen, und verhöhnten das erste Abfeuern der Musketen; als aber das zweyte Feuer besser gerichtet ward, so überzeugten sie sich von den furchtbaren Wirkungen des Feuergewehrs, und wurden gegen ihre europäischen Gäste bescheidener. Sie fielen nunmehr den Holländern im Handel und Wandel eben so beschwerlich, als sie es vorhin in ihren feindseligen Versuchen gewesen waren. Sie waren ein starker wohlgebildeter Menschenschlag und die geschicktesten Schwimmer. Das Schiff erregte ihre größte Verwunderung, und sie fuhren nicht nur in großen Haufen um dasselbe herum, sondern tauchten sogar unter, um den Boden desselben zu untersuchen.

Einige Tage hindurch ward ein Handel getrieben, womit, wie es schien, beyde Parteyen gleich zufrieden waren. Weil aber die Eingebornen immer in größern Haufen zurückkehrten, und mit der größten Aufmerksamkeit die Stärke des Schiffes untersuchten, so fingen die Holländer an, daraus einigen Verdacht zu schöpfen. Mittlerweile schickte der König selbst an den Befehlshaber ein schwarzes Schwein zum Geschenk, indem er dem Ueberbringer verboth, eine Belohnung dafür anzunehmen; und bald darauf langte er selbst in einem großen Fahrzeuge, von fünf und dreyßig Canots begleitet, an. Nachdem er sich dem Schiffe genähert hatte, fing er an laut zu rufen, und seine ganze Begleitung stimmte ein. Dieß war, wie sich zeigte, ihre Art zu grüßen. Die Holländer empfingen sie mit Trommeln und Trompeten, was die Eingebornen eben so sehr vergnügte als in Erstaunen setzte; und um die ihnen erwiesene Ehre

anzuerkennen, verbeugten sie sich, und schlugen die Hände über den Köpfen zusammen. Der König schickte hierauf sein Geschenk an Bord, wofür er ein altes Beil, ein Stück Leinwand, und einige andere Kleinigkeiten erhielt, die er mit offenbarem Vergnügen annahm. Seine Majestät war in keiner Hinsicht von den Unterthanen zu unterscheiden, ausgenommen, daß sie ihm mehr Ehrerbiethung bezeigten. Uebrigens hatte er keine Kennzeichen von Macht, und keinen Schmuck an sich; denn alle waren gleich nackend.

Ungeachtet dieses freundlichen Verkehrs sahen sich die Holländer am Tage darauf von drey und zwanzig Schiffen und fünf und vierzig Canots umgeben, auf welchen sich ungefähr acht hundert Mann fanden. Der König selbst kommandirte diese Flotte. Nachdem man sich umsonst bemüht hatte, die Holländer zu täuschen, indem man einen Handel einzuleiten, und das Schiff an einen bequemern Ort führen zu wollen vorgab, griffen es die Wilden plötzlich an. Der König, der sich an der Spitze seiner Leute fand, fuhr mit solcher Heftigkeit gegen das holländische Schiff, daß die Vordertheile zweyer Canots, die vor demselben lagen, durch die Gewalt des Chocs zertrümmert wurden; während der übrige Theil der Flotte mit großer Unerschrockenheit heran kam, und die Holländer mit einem Steinregen begrüßte. Allein so wie das grobe Geschütz der Holländer, verbunden mit dem kleinen Gewehre zu spielen anfing, sahen die Wilden sich genöthigt, das Weite zu suchen; sie sprangen in das Meer, oder entflohen auf irgend einem andern Wege. Wegen dieses verrätherischen Verfahrens ward der Ort Verräther-Insel genannt.

Noch an demselben Tage setzte Schouten seine

Fahrt westwärts fort; und am vierzehnten entdeckten die Holländer eine andere Insel, welche sie Hoffnungs-Insel nannten, weil sie darin Lebensmittel und Erfrischungen zu erhalten hofften. Allein sie fanden keinen Ankergrund, weßhalb die Schaluppe zum Sondiren abgeschickt wurde. Sie kehrte mit der Nachricht zurück, daß sich ungefähr einen Musketenschuß vom Ufer in einer Tiefe von vierzig Klaftern fester Grund finde. Die Eingebornen näherten sich bald in verschiedenen Canots, und vertauschten fliegende Fische gegen Kügelchen waren übrigens sehr furchtsam und zurückhaltend. Als mittlerweile die Schaluppe sich in einiger Entfernung mit Sondiren beschäftigte, suchte ein anderer Haufen sich derselben zu bemächtigen; allein die Matrosen empfingen sie dermaßen mit Schießgewehr, Picken und Säbeln, daß sie, nachdem zwey ihrer Kameraden gefallen waren, sich eilig zurückzogen. Diese Insel war mit schwarzen Klippen umgeben, deren Oberfläche mit Gras bekleidet, und mit Cocosbäumen reichlich versehen war. Man erblickte längs dem Strande mehrere Wohnungen zerstreut; da aber kein bequemer Ankerplatz sich ausfindig machen ließ, und da man sich auf die Eingebornen nicht verlassen durfte, so hielten es die Holländer rathsam ihre Fahrt fortzusetzen.

Zwey Tage darauf, nachdem sie die Hoffnungs-Insel verlassen hatten, erklärte der Admiral seinen Offizieren, da sie nunmehr sechzehn hundert Seemeilen westwärts von Peru geschifft wären, ohne einen Continent zu entdecken, so sey es unwahrscheinlich, daß in diesen Regionen ein festes Land existire. Er setzte hinzu, sie seyen in diesem Striche weiter gesegelt, als man Anfangs be-

schlossen habe; und steuerten sie in derselben Richtung und noch weiter fort, so müßten sie unausbleiblich südwärts von Neu-Guinea gerathen, wo sie, wenn sich keine Durchfahrt entdecken ließe, unstreitig verloren seyn würden, weil die beständig von Osten her wehenden Winde die Rückkehr unmöglich machten. Er that daher den Vorschlag, nach dem nördlichen Theile von Neu-Guinea zu steuern, und alle Offiziere pflichteten denselben einstimmig bey.

Am neunzehnten May entdeckten sie zwey Inseln in einer kleinen Entfernung von einander. Beym Annähern an das Ufer wurden sie von den Eingebornen in zwey Canots muthwilliger Weise angegriffen, ohne daß sie dieselben im mindesten dazu gereitzt hatten. Die Holländer feuerten daher zwey Kanonen gegen sie ab, wodurch zwey Personen getödtet, und die übrigen in die Flucht getrieben wurden.

Da die Wilden sahen, wie furchtbar ihre Gegner waren, so stellten sie alle Feindseligkeiten ein, und nahmen dagegen ein sehr freundschaftliches und friedfertiges Betragen an. Sie brachten Früchte, Wurzeln und Schweine, die sie sehr gern gegen Messer, Kügelchen und Nägel austauschten. Diese Leute waren sehr geschickte Schwimmer und Taucher; und sie äußerten einen unbezwingbaren Trieb zu stehlen, wenn sich dazu eine sichere Gelegenheit zeigte. Ihre Häuser waren von ganz einfacher Bauart, ungefähr zwölf Fuß hoch, mit Laub bedeckt, und längs dem Gestade zerstreut. Sie hatten kein Geräthe, außer einem Lager von Kräutern, eine oder ein Paar Angelruthen, und eine mächtige Keule. Die Wohnung ihres Königes

war eben so schmucklos und eben so schlecht meublirt.

Die Holländer wechselten mit diesem Volke Geißeln aus, indem sie drey Personen aus ihrer Mitte für sechs Indianer schickten, welche sie am Bord zurückbehielten. Der König behandelte diejenigen, welche ans Land kamen, mit aller denkbaren Achtung. Er verehrte ihnen vier Schweine; auch schützte er sorgfältig einen Wasser einnehmenden Haufen der fremden Ankömmlinge gegen alle Beleidigungen oder Störungen von Seiten seiner Unterthanen. Bey den letzten stand er in großer Furcht; und ließ einer derselben sich ein Vergehen zu Schulden kommen, so brauchte man nur Se. indianische Majestät von der Sache zu unterrichten. Einer, der einen Säbel gestohlen hatte, mußte nicht nur das Gestohlne zurückgeben, sondern erlitt auch noch heftige Schläge; und seine Landsleute bemerkten, daß diese Strafe ungewöhnlich gelind sey.

Der Donner der Kanonen erschreckte diese Insulaner auf das äußerste; und obgleich der König, den man von der Wirkung des Geschützes unterrichtete, wünschte, daß es abgefeuert würde, so konnte er doch den Knall nicht unerschrocken aushalten, sondern er sprang von seinem Sitze auf, und floh mit seinem ganzen Hofstaate in die Wälder.

Die Holländer bemühten sich, die erschrockenen Einwohner zu beruhigen, indem sie ihnen zeigten, wie grundlos ihr Schrecken war. Als sie hierauf mehr Schweine eintauschen wollten, fand sich, wie es scheint, der Vorrath dieser Thiergattung fast ganz erschöpft. Inzwischen behandelte der König seine Gäste mit der gewöhnlichen Achtung; und

als ein Zeichen von königlicher Huld nahm er einst seinen Federhut ab, und setzte ihn auf den Kopf eines Holländers. Die Kopfbedeckungen sind sehr schön mit den Federn von Papageyen und Tauben geschmückt. Die letztern Vögel sind schwarz mit weißen Rücken, und ein jeder von den Räthen des Königs trug einen solchen Vogel auf einem Stabe; eine Sitte, deren Ursprung und Sinn die Holländer nicht erfahren konnten.

Nachdem man sich mit Wasser versehen hatte, begaben sich der Admiral und einige Officiere ans Ufer mit einer militairischen Bande Musikanten, welche dem Könige großes Vergnügen verursachte. Ob aber gleich Seine Majestät sich auf das freundschaftlichste gegen die Holländer betrug, so fing er doch zu besorgen an, daß seine Gäste sich auf seinem Gebiethe länger aufhalten möchten, als ihm angenehm seyn konnte; und er gab ihnen deßhalb zu verstehen, daß, wenn sie in zwey Tagen absegeln wollten, er ihnen ein Geschenk mit zehn Schweinen machen würde. Diese ganze Zeit hindurch fuhren der Fürst und die Unterthanen fort, Zeichen von Ehrerbiethung gegen die Holländer zu äußern, indem sie, um ihre Achtung und Verehrung an den Tag zu legen, die Füße derselben küßten, und auf ihre Nacken setzten.

Am dreyßigsten erhielt der König einen Besuch von dem Beherrscher der benachbarten Insel, welcher sich mit einem Gefolge von drey hundert nackenden Begleitern einstellte, die um ihre Lenden Büschel von grünen Pflanzen trugen; und um einer guten Aufnahme gewiß zu seyn, brachte er eine Menge Schweine mit. Als die zwey Fürsten sich einander erblickten, fielen sie auf den Erdboden nieder, und nach mancherley sonderbaren Ge-

sten begaben sie sich nach den für sie bereit stehenden Sitzen, indem sie zu einander etwas unverständlich murmelten, und sich wechselseitig verbeugten. Nachdem sie sich unter einem Thronhimmel niedergelassen hatten, schickte der König der Insel an seine europäischen Gäste einen Bothen, und ließ ihnen sagen, daß ihre Musik ihm erwünscht seyn würde. Ihm zu willfahren, stellten sich die Holländer mit Trommeln und Trompeten ein, wodurch Ihre Majestäten auf das angenehmste unterhalten wurden.

Nun begannen die Zubereitungen zu einem Gastmahle. Eine Gesellschaft Köche — so konnten sie genannt werden — brachte eine Menge Cana (ein Kraut, woraus jene Insulaner ihr Lieblingsgetränk bereiteten), zum Vorschein, fing an dasselbe zu kauen, und den Speichel nebst dem Safte in einem hölzernen Troge zu sammeln. Nachdem sie darauf Wasser gegossen, die Mischung umgerührt und durchgeseiht hatten, setzten sie dieselbe in Trinkgeschirren den Monarchen vor, indem sie zu gleicher Zeit einen Theil den aufwartenden Holländern darbothen, welche aber diese Ehre höflich verbathen. In der That mußte die Zubereitung einen Jeden empören, der nicht etwa aus unzeitiger Höflichkeit sein Gefühl unterdrückte.

Nachdem das Getränk auf diese Weise zubereitet worden, machte man sich an die Speisen. Diese bestanden aus gerösteten Wurzeln und aus Schweinen, die man auf eine eben so sonderbare Weise zurichtete, als das Getränk gebraut ward. Man schnitt den Leib der Schweine auf, nahm die Gedärme heraus, und brachte an Statt derselben heiße Steine hinein, indem man die Borsten absengte. Nach dieser einfachen Zubereitung

war das Fleisch, ohne alle weitere Zuthat, für die königliche Tafel tauglich. Zwey Schweine, eben so zurecht gemacht, wurden den Holländern mit der größten Ehrerbiethung überreicht; auch wurden sie mit eilf lebendigen beschenkt, wofür sie den Insulanern Messer, alte Nägel und Kügelchen gaben.

Diese Insulaner waren von dunkelgelber Hautfarbe, und von starkem und wohl proportionirtem Körperbau. Sie waren so lang, daß die größesten Holländer in dieser Hinsicht den kleinsten unter jenen nicht gleich kamen. Einige trugen ihr Haare gekräuselt, andere gelockt, und wieder andere in Knoten gebunden; indeß einige wenige, die fantastischer als die übrigen waren, dasselbe gerade aufstehend, wie Schweineborsten, fast einen Fuß hoch zu tragen pflegten. Der König, und einige von der Hofstaat hatten langes Haar, das unter die Lenden herabhing, und mit einem oder zwey Knoten hinaufgebunden war. Die Weiber hatten insgesammt kurz abgeschnittene Haare, und waren in anderer Rücksicht sehr widrige Figuren, kurz, übel gebaut und mit ungewöhnlich schlaffen und langen Brüsten.

Beyde Geschlechter gingen nackend, ausgenommen um die Lendengegend. Sie schienen keine Idee von Religion zu haben, und sie lebten in einem Stande der Natur ohne Künste und ohne alle Industrie. Was die Erde von selbst erzeugte, genossen sie und weiter nichts; denn Arbeit und Ackerbau war ihnen fremd. Sie ermangelten alles Gefühles von Schicklichkeit und Anstand, indem sie jedes Bedürfniß der Natur frey und offen befriedigten, und weder Furcht noch Scham kannten. Kurz, sie scheinen den Südsee-

Indianern sehr geglichen zu haben, welche durch die neuern Seefahrer bekannt geworden sind.

Die Holländer nannten diesen Ort die Horn-Insel; und der Hafen, wo sie ankerten, erhielt den Nahmen der Einheits-Bay.

Nachdem sie diese Insel am ersten Junius verlassen hatten, erblickten sie nicht eher wieder Land, als am ein und zwanzigsten. An diesem Tage entdeckten sie eine flache Insel, die mit Sandbänken umgeben war, und drey bis vier Inselchen voller Bäume. Einige der Eingebornen näherten sich in einem Canot. An Beschaffenheit des Körpers und an Sitten glichen sie sehr den bereits beschriebenen, ausgenommen, daß sie eine dunklere Hautfarbe hatten, und mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren; die ersten Waffen dieser Art, welche die Holländer, seitdem sie sich auf dem stillen Meere befanden, zu Gesicht bekamen.

Durch Zeichen gaben die Insulaner den Holländern zu verstehen, daß sie mehr Bequemlichkeit finden würden, wenn sie weiter westwärts, wo ihr König residirte, fahren wollten. Dem zu Folge steuerte Schouten nach Westen zu, und erblickte am Tage darauf eine Gruppe von nicht weniger denn zwölf Inseln.

Am vier und zwanzigsten passirten sie vor drey kleinen Inseln vorbey, die mit Klippen umgeben waren; und am Tage darauf entdeckten sie eine andere Insel mit einigen Hütten, welcher sie den Nahmen der St. Johannis-Insel nach dem Tage, da sie entdeckt worden, gaben.

Um diese Zeit erblickten sie sehr hohes Land nordwestwärts zu, was ihnen die Spitze von Neu-Guinea zu seyn schien. Nachdem die Schaluppe abgeschickt worden war, um einen Ankerplatz auf-

zusuchen, griffen zwey bis drey Canots voller Wilden dieselbe mit Schleudern an; sobald aber die Holländer auf sie feuerten, geriethen sie in Schrecken und zerstreuten sich in kurzer Zeit. Sie waren von dunkler Farbe, und ihre Sprache wich von allen denen ab, welche die Holländer bis jetzt hatten sprechen hören. Die ganze Nacht hindurch unterhielten sie Feuer am Strande, und einige lauerten in ihren Canots um das Schiff herum. Die Holländer suchten bey dieser Gelegenheit sich bey ihnen beliebt zu machen, und ihnen zu verstehen zu geben, daß sie Lebensmittel zu haben wünschten; aber sie erhielten keine andere Antwort als ein fürchterliches und verwirrtes Geschrey.

Die Einheit ankerte in einer Tiefe von fünf und vierzig Klaftern, wo das Land hoch, mit trefflicher Vegetation geschmückt und schön mahlerisch war. Die Rechnung ergab, daß dieser Ort tausend acht hundert und vierzig Seemeilen von Peru entfernt war.

Am sechs und zwanzigsten früh des Morgens ruderten drey stark bemannte Canots an das Schiff heran. Die Insulaner darin waren mit Keulen, hölzernen Schwertern und Schleudern bewaffnet. Ob nun gleich die Holländer sich immer noch geneigt zeigten, sie freundlich zu behandeln, und durch Geschenke zu gewinnen, so zeigte es sich doch bald, daß durch Güte bey ihnen nichts auszurichten war, und daß nur das Geschütz sie zur Ruhe bringen konnte. Entschlossen griffen sie das Schiff an, und setzten den Kampf fort, bis einige durch die Kanonen getödtet worden, da denn die Uebrigen in die See sprangen, und dem Untergange zu entgehen suchten, dem sie sich, wie sie nunmehr sahen, durch ihre Verwegenheit bloß

gestellt hatten. Aber jetzt verfolgten die Holländer sie in der Schaluppe, tödteten einige, eroberten vier Canots, deren Holz sie zur Feuerung bestimmten, und brachten drey Gefangene an Bord.

Dieß Beyspiel von kräftiger Rache machte die Indianer behuthsamer; und sie brachten daher Schweine und Bananas, um die Gefangenen loszukaufen, indem sie für jeden zehn Schweine gaben. Die Holländer erblickten auf dieser Insel Vögel von ganz rothem Gefieder, wahrscheinlich eine Art von Paradiesvögeln.

Schouten hielt sich hier nur eine kurze Zeit auf. Den acht und zwanzigsten segelte er wieder ab, und am Tage darauf fuhr er an drey hohen Inseln nordwärts von der erstern vorbey. Am dreyßigsten kamen verschiedene Canots voll dunkelfarbiger Indianer an das Schiff heran; und als sie sich an Bord begeben hatten, zerbrachen sie, als ein Zeichen des Friedens, ihre Stäbe über den Köpfen der Holländer. Welch ein unterhaltendes Buch wäre nicht eine allgemeine Beschreibung der verschiedenen Ceremonien des menschlichen Geschlechts! Aber, wenn wir uns geneigt fühlen, über die scheinbaren Ungereimtheiten einiger bey entfernten Nationen zu lächeln, sollten wir zuvörderst, frey von allen Nationalvorurtheilen, uns selbst fragen, ob unsere eigenen vernünftiger oder mehr geeignet sind, die Empfindungen auszudrücken, die wir dadurch zu erkennen geben wollen.

Die Canots dieser Insulaner zeigten einen gewissen Grad von kunstvoller Nettigkeit, und die Menschen selbst schienen etwas civilisirt. Sie trugen eine partielle Bedeckung, soviel die Sittsamkeit forderte, und puderten ihr Haar mit Kreide; aber anstatt etwas von den Produkten ihres Landes

zum Verkauf zu bringen, betrugen sie sich als Bettler, und schützten ihre Armuth vor.

Am ersten Julius ging die Einheit zwischen einem kleinen Eilande und dem festen Lande von Neu-Guinea vor Anker, und sahe sich in kurzer Zeit von fünf und zwanzig bewaffneten Canots umgeben. Die Mannschaft derselben schien zu eben der Nation zu gehören, welche gegen die europäischen Ankömmlinge das kurz vorher beschriebene Friedenszeichen geäußert hatte. Allein in kurzer Zeit erkannten die Holländer ihren Irrthum. Einige Insulaner machten sich an die Anker, und fingen daran zu zerren an, als ob sie so das Schiff an das Ufer ziehen könnten; während die übrigen die Seiten des Schiffes mit Schleudern und andern Waffen angriffen. Jetzt war es für die Holländer nöthig, ihre Macht zu zeigen. Eine Lage zwang die Feinde, sich mit dem Verluste einiger Todten, und einer weit größern Anzahl Verwundeter zurückzuziehen.

Nachdem die Holländer wieder unter Segel gegangen waren, schifften sie vor einer großen Menge Inseln vorbey, und erblickten bald darauf einen sehr hohen Berg südwestwärts, welchen sie für den Grimenassi in Banda hielten; allein da sie näher herangekommen waren, wurden sie ihren Irrthum gewahr. Jetzt zeigte es sich, daß die Insel, in deren Nachbarschaft sie sich befanden, verschiedene vulkanische Berge enthielt, weßhalb sie dieselbe Vulkan's-Insel nannten. Sie war gut bevölkert, und hatte einen Ueberfluß an Cocosbäumen; die Eingebornen schienen sich vor den Holländern zu fürchten, und redeten eine Sprache, die keiner von den Indianern am Bord verstehen konnte. Nordwärts erblickte man noch ver-

schiedene andere Inseln; und die Holländer näherten sich einem flachen Eilande, um welches herum die See verschiedentlich gefärbt erschien, was wahrscheinlich dem Einflusse einiger großen Ströme zuzuschreiben war.

Zunächst kamen die Holländer in 3° 40′ südlicher Breite an eine Insel, welche ungesund schien und nichts von Werth erzeugte, wenn man ein wenig Ingwer ausnimmt. Die Papus bewohnten dieselbe; ein Volk, welches seine natürliche Häßlichkeit noch durch abgeschmackte Zierrathen vermehrte, so, daß man Ungeheuer in menschlicher Gestalt zu erblicken glaubte. Kaum einer derselben war ganz frey von körperlichen Gebrechen oder persönlicher Mißstaltung. Sie trugen Schnuren von Schweinszähnen rund um den Hals, und in der Nase Ringe; so, daß sie durchaus Ekel erregten. Ihre Häuser waren ganz kunstlos, und eben so, wie ihre Personen, ohne allen Schmuck und Reitz.

Obgleich die Holländer an einem sehr großen Strich Landes hingefahren waren, so konnten sie doch immer noch nicht mit Genauigkeit bestimmen, ob dasselbe ein Theil von Neu-Guinea war oder nicht. Ihre Karten wichen von einander ab, und stimmten auch nicht mit dem Lande, das vor ihren Augen lag, überein. Einige Tage lang richteten sie ihren Lauf nach den Vorgebirgen der Küste. Als sie endlich bemerkten, daß das Land voller Cocosbäume war, so schickten sie das Boot und die Schaluppe ab, um einen Vorrath von Früchten einzunehmen. Aber die Indianer erriethen ihre Absicht zu landen, bereiteten sich zum Empfange der Fremdlinge vor, und griffen sie am Strande mit solcher Wuth an, daß sechzehn Holländer verwun-

det wurden, und die Uebrigen sich zurückziehen mußten, ungeachtet sie mit Schießgewehr und Ammunition reichlich versehen waren. Dieß war das unglücklichste Gefecht, in welches die Holländer geriethen. Jedoch bewerkstelligten sie am Morgen darauf eine Landung, und um sich zu rächen, verbrannten sie einige Hütten der Indianer, und bemächtigten sich einer großen Menge Cocosnüsse. Die Eingebornen nunmehr überzeugt, wie unvermögend sie waren, mit gleichem Vortheile zu kämpfen, suchten um Frieden an, und erbothen sich, den Holländern Cocosnüsse, Bananas und Ingwer als eine Vergütung der ihnen zugefügten Beleidigung zu liefern. Nachdem aller Streit beygelegt worden, kamen sie an Bord, und wurden durch ein Geschenk von wenig Kügelchen und Nägeln vollkommen gewonnen. Am Tage darauf wurden Wurzeln und Früchte zur Zufriedenheit beyder Theile von den Holländern eingehandelt.

Aus einigen europäischen Geräthschaften, die man hier erblickte, ward es wahrscheinlich, daß diese Gegend schon von Europäern besucht worden; und was die Sache außer allen Zweifel setzte, war der Umstand, daß die Eingebornen über das Abfeuern des Geschützes und den Anblick des Schiffes weit weniger Befremden äußerten, als bey denen Wilden der Fall war, die von solchen Dingen noch gar nichts wußten.

Am ein und zwanzigsten ankerten die Holländer unter einer Inselgruppe in der Nähe des festen Landes; und nachdem sie die Fahrt noch zwey Tage fortgesetzt hatten, wurden sie von sechs großen Canots besucht, welche getrocknete Fische, Früchte und Tobak zum Vertauschen mitbrachten. Von einer andern Insel stellten sich einige Indianer mit Lebens-

mitteln und Porzellan ein. Gleichwie alle andere Einwohner jener Gegenden äußerten auch die neuen Gäste eine ungemeine Vorliebe für Eisen und Kügelchen. Ihre Waffen waren Bogen und Pfeile; und ihr hauptsächlichster Schmuck bestand in gläsernen Ohrringen von verschiedenen Farben, woraus sich deutlich ergab, daß sie bereits in Verkehr mit Europäern gestanden hatten.

Am vier und zwanzigsten schifften die Holländer vor einer reizenden Insel vorbey, welche sie nach Schouten benannten; wiewohl sie jetzt auf den Karten den Nahmen Horns Insel führt. Fünf Tage darauf zur Nachtzeit fühlten sie einen so heftigen Erdstoß, daß sie erschrocken auf das Verdeck mit dem fürchterlichen Gedanken liefen, das Schiff sey auf den Grund gerathen, oder an eine Klippe gestoßen, allein die unergründbare Tiefe des Wassers überzeugte sie bald, daß dieß Phänomen von einem Erdbeben hergerührt hatte. Am Tage darauf überfiel sie ein schrecklicher Sturm mit Donner und Blitz, wovon der letztere so stark und lebhaft war, daß, wenn es nicht zugleich außerordentlich heftig geregnet hätte, das Schiff Gefahr gelaufen haben würde, in Feuer zu gerathen.

Am ein und dreyßigsten des Abends passirten sie wieder die Linie. Bald darauf glaubten sie das Ende des Continents von Neu-Guinea erreicht zu haben, nachdem sie über zweyhundert und achtzig Seemeilen längs den Küsten desselben zurückgelegt hatten.

Verschiedene Canots näherten sich am fünften August mit indianischen Bohnen, Reis, Tabak und zwey Paradiesvögeln. Die Schönheit dieser Vögel ist hinlänglich bekannt. Die Holländer kauften einen derselben, der weiß und gelb von Farbe gewesen

seyn

seyn soll. Ein Naturforscher wird verwirrt, wenn er die schlechten Beschreibungen liest, welche die frühern Reisebeschreiber von natürlichen Gegenständen geliefert haben; zwar die Gattung läßt sich noch unterscheiden, aber die Art zu entdecken ist durchaus unmöglich.

Diese Indianer sprachen Ternatisch, und einige unter ihnen Malayisch und Spanisch. Ihre Kleidung war prächtig; sie trugen lose seidene Gürtel, oder Beinkleider. Unter ihnen fanden sich auch einige Mahomedaner mit reichen Turbanen. Ihr Haar war dunkelschwarz, und ihre Finger waren mit einer großen Menge goldener und silberner Ringe geziert. Obgleich diese Leute nicht schlechterdings abgeneigt waren, einen Tausch mit den Holländern gegen Kügelchen und andere Kleinigkeiten zu treffen, so schienen sie doch auf Leinwand den größten Werth zu legen. Uebrigens äußerten sie gegen die Holländer Mißtrauen und Eifersucht, und wollten ihnen nicht einmahl von dem Lande oder seinem Nahmen eine Notiz mittheilen.

Die Holländer verließen diesen Ort, der, wie sich hernach zeigte, die Insel Gilolo war, und steuerten nordwärts. Am achtzehnten August wurden sie von zwey Canots aus Ternate begrüßt. Die Leute darin ließen eine weiße Flagge wehen, und meldeten freundschaftlich den Holländern, sie kämen von dem Dorfe Soppy her, wo sie ein englisches Schiff und eine Amsterdamer Pinnasse gesehen hätten, die seit langer Zeit auf eine Ladung Reiß daselbst warteten.

Schouten ließ das Schiff von seinen indianischen Freunden in die Rhede von Soppy führen. Hier hörte er eine Bestättigung dessen, was sie ihm von den europäischen Schiffen hinterbracht hatten; und

was ihm noch erwünschter war, er erfuhr zugleich, daß er hier Lebensmittel einnehmen könnte, um seine Fahrt weiter fortzusetzen. Diese Nachricht verbreitete unter der Mannschaft so große Freude, daß sie dieselbe durch allgemeine Lustbarkeiten äußerten. Ihr Vorrath an Proviant war fast ganz erschöpft, und da sie insgesammt gesund und stark waren, so kannten sie keine Furcht noch Sorge, wenn sie nicht der Mangel an Lebensmitteln, oder die Schwierigkeit, sich damit zu versehen, verlegen machte.

Sie verließen diesen Ort am fünf und zwanzigsten, und am ersten des nächsten Monaths landete eine Parthie auf der Insel Moro, die ein öder Fleck zu seyn schien. In der That war es unmöglich, in dieselbe einzudringen, so hoch und steil waren die Berge derselben.

Am fünften gingen sie an der Küste von Gilolo vor Anker. Als hier einige Matrosen unbewaffnet landeten, wurden sie, während sie ein Netz zogen, von vier ternatischen Soldaten überfallen. Zum Glück hatte einer Geistesgegenwart genug, um jenen zuzurufen, Oran Hollander, (Holländer); sonst wären sie wahrscheinlich alle ums Leben gekommen. So bald die indischen Soldaten diese Worte hörten, standen sie still, und indem sie Wasser auf ihre Köpfe gossen — ein Zeichen des Friedens in jenem Lande — versicherten sie den Holländern mit Artigkeit, daß sie willkommen wären, und sagten ihnen, sie hätten sie aus Irrthum für Spanier angesehen. Auf die Bitte der Matrosen, welche die ihnen erwiesene Höflichkeit gern erwiedern wollten, begaben sich die Soldaten an Bord, wo man sie auf das gastfreundlichste aufnahm. Sie versprachen dagegen Lebensmittel und Erfrischungen zu bringen.

Einige Tage lang ereignete sich nichts merkwür-

diges. Aber am siebzehnten ankerten sie vor Malaya in Ternate, wo Schouten und La Maire ans Land gingen, und von dem Generale, dem Gouverneur von Amboyna, dem Admirale Verhagen und dem ganzen indischen Rathe wohl aufgenommen wurden. Am Tage darauf verkauften unsre Abenteurer zwey ihrer Schaluppen und mehrere Artikel, wofür sie tausend dreyhundert und fünfzig Realen baar erhielten. Mit einem Theile dieser Summe schafften sie sich einige nöthige Provisionen an. Als hier einige von der Mannschaft Lust zeigten, in den Dienst der ostindischen Gesellschaft zu treten, willigte Schouten gern ein, weil das Schiff überflüssig bemannt war. Der General behandelte die Seefahrer mit aller möglichen Aufmerksamkeit und Achtung; und so weit war alles für sie so günstig ausgeschlagen, als sie nur immer wünschen konnten.

Allein jetzt näherte sich die Krisis, die ihren Unternehmungen ein Ziel setzen sollte. Als sie zu Jacatra in Bantam den acht und zwanzigsten October vor Anker gegangen waren, wo sie drey holländische und eben so viel englische Schiffe fanden, ließ am letzten Tage desselben Monathes Johann Peterson Koen, der Präsident der holländischen ostindischen Gesellschaft in Bantam, dem Capitän und die Superkargos vor den indischen Rath vorladen. Nach einer sehr kurzen Vorrede befahl er ihnen kraft der Vollmacht, womit er bekleidet sey, Schiff und Ladung unmittelbar auszuliefern. Die Abenteurer erwiederten mit Bescheidenheit, jedoch mit Festigkeit, dieß sey eine gesetzwidrige Handlung, denn nach Ostindien seyen sie auf keinem der zwey verbothenen Wege gekommen, sondern auf einem dritten, von ihnen erst entdeckten, welcher, wie sie versicherten, dem Handel ihres Landes, und überhaupt dem

menschlichen Geschlechte, unendliche Vortheile verspreche. Ist einmahl ein Machtstreich geschehen, so ist es umsonst, dagegen mit Gründen zu streiten; alles, was sie vom Präsidenten erlangen konnten, war die Aeußerung, das es ihnen frey stehe, im Vaterlande um Entschädigung anzusuchen. Diese Verhandlung fiel auf den Montag, den ersten November, nach der Rechnung der Einheit, aber nach der Rechnung derer, die gerades Weges von Holland aus gesegelt waren, auf den Dienstag oder den zweyten November. Denn da die Einheit ihren Lauf westwärts genommen hatte, so hatten sie einen Sonnenuntergang weniger, als diejenigen, welche ostwärts nach Ostindien gekommen waren.

So endigte in dem Augenblicke, als die Hauptschwierigkeiten der Unternehmung besiegt waren, und die Abenteurer sich zu dem günstigen Ausgange Glück wünschten, ein unglücklicher, eben so unerwarteter als unverdienter Streich alle ihre Hoffnungen; und stürzte sie in Verzweiflung. La Maire starb aus Gram in sehr kurzer Zeit nach dem Verlust des Schiffes. Die Mannschaft ergriff, nach den verschiedenen Neignngen der Einzelnen, ihre Maßregeln. Einige traten in den Dienst der ostindischen Gesellschaft; Andere kehrten im Amsterdam und Seeland, unter dem Commando des Admirals Spilbergen nach Hause zurück.

Der Amsterdam umsegelte das Vorgebirge der guten Hoffnung am sechsten März, und erreichte am ein und dreyßigsten desselben Monathes St. Helena. Hier trafen sie den Seeland wieder an, von welchem Schiffe sie lange Zeit getrennt gewesen waren. Am vier und zwanzigsten August passirten sie die Linie, und am ersten Julius trafen sie wohlbehalten in Seeland ein, zwar mit der Ehre, ihr Un-

ternehmen glücklich ausgeführt zu haben, aber beraubt der Vortheile, die ihnen mit so vollem Rechte gebührten.

Diese Reise um die Welt dauerte zwey Jahre und achtzehn Tage. Erwägt man die Natur der Unternehmung, und die Schwierigkeiten, womit die Abenteurer kämpfen mußten, so scheint es etwas Erstaunenswürdiges, daß nur vier Personen von der Mannschaft durch Krankheiten, und zwar einer aus Kummer, ums Leben kamen.

Obgleich die Holländer mit so gefühlloser Härte die Entdecker behandelten, so waren sie dennoch über die Entdeckung selbst nicht wenig stolz. Diesen Lohn erhalten aber oftmahls Abenteurer; und Schouten und La Maire vermehren die Zahl derer, welche das Glück der menschlichen Gesellschaft mit Verlust alles dessen, was ihnen selbst theuer ist, befördern.

Expedition

des

Commodore Beaulieu

nach

Ostindien.

Als die Macht der Portugiesen in Verfall zu gerathen anfing, bemühten sich die Franzosen unter andern Nationen am Handel jedes Landes Antheil zu nehmen. Sie entwarfen in dieser Absicht um das Jahr 1616 einen Plan, ihrem Verkehre mit Ostindien einen größern Umfang zu geben.

Beaulieu war ein Offizier von ausgezeichnetem Charakter, man mag nun die Unbescholtenheit seiner Sitten oder seine trefflichen Talente in Erwägung ziehen. Er hatte an verschiedenen Seefahrten Theil genommen, unter andern an einer Expedition nach dem Flusse Gambia an der afrikanischen Küste. Kaum hatte daher die französische Regierung die Idee gefaßt, eine Expedition nach Ostindien in commercieller Absicht zu veranstalten, so ward sie durch seine großen Verdienste bewogen, ihm den Oberbefehl dabey zu übertragen: und mit Vergnügen fügen wir hinzu, das Verdienste seine einzige Empfehlung waren.

Die Nachricht, welche er von seiner Unternehmung bekannt gemacht hat, wird allgemein wegen der Wahrheitslehre, die er darin an den Tag legt, und des leichten und einfachen Tons bewundert. Unsere Leser würden verlieren, wenn wir die Form der Erzählung ändern wollten. Wir werden daher der Manier des Berichterstatters in einem Auszuge seiner Schrift getreu bleiben, da den Lesern mit einer sorgfältigen Uebertragung ungleich mehr gedient seyn wird, als wenn wir das Original verbessern wollten.

„Ich segelte, hebt Beaulieu seine Erzählung an, auf der Rhede von Hofleur am zweyten October 1619 mit einem Geschwader von drey Schiffen: den Montmorency von vierhundert und fünfzig Tonnen, hundert und zwey und sechzig Mann, zwey und zwanzig Kanonen und zwanzig Drehbassen; der Hoffnung von vier hundert Tonnen, hundert und siebzehn Mann, sechs und zwanzig Kanonen, und zwanzig Drehbassen; und einen Advis-Boot, die Eremitage genannt, von fünf und siebzig Tonnen, dreyßig Mann, acht Kanonen und acht Drehbassen. Das Geschwader hatte Lebensmittel auf dritthalb Jahr. Am siebzehnten erblickten wir Madeira; ob aber gleich die Insel sehr hoch ist, so war das Wetter doch so neblicht, daß wir sie in einiger Entfernung kaum gewahr werden konnten. Weil der Montmorency eine schwere Ladung hatte, und das Steuerruder desselben sehr unbehülflich war, so beschlossen wir uns so schnell wie möglich nach Sierra Leona zu begeben, um daselbst ein neues zu verfertigen oder das alte zum Gebrauch bequemer einzurichten.“

„Am ersten November erreichten wir die afrikanische Küste, und fuhren am Tage darauf um das

grüne Vorgebirge herum. Wir schifften nun längs der Küste hin, um auf die Rhede von Rufisko zu gelangen; weil uns aber der Wind zuwider war, so mußten wir von unserm Vorhaben abstehen."

„Wir beschlossen jetzt das Advis-Boot nach den Idol-Inseln zu schicken, und daselbst Lebensmittel einhandeln zu lassen. Zu diesem Behufe versahe ich dasselbe mit Cassava und Messern, den tauglichsten Artikeln für jene Inseln, und verstärkte seine Mannschaft mit dem Capitän Soyer und sechs Soldaten. Den Capitän Ridel, welcher das Schiff befehligte, wieß ich an, den Eingebornen ja nicht ohne Geißeln zu trauen, und sich daselbst nicht länger als höchstens drey Tage aufzuhalten; und sobald der Handel beendigt worden, sich schleunig mit uns zu Tagrin wieder zu vereinigen."

„Am neunzehnten entdeckten wir die Idol-Inseln. Sie sind waldig und, Tagrin ausgenommen, das höchste Land zwischen dem grünen Vorgebirge und dem Cap Sierra Leona. Die größte und südlichste derselben heißt das große Idol. Diese Insel liefert Wasser und eine Menge verschiedenen Geflügels; aber den Einwohnern derselben darf man ohne Bürgschaft zu haben, nicht trauen. Das kleinere Idol ist nicht sehr volkreich; es ist aber auch mit Wasser versehen. Außer diesen zwey Inseln gibt es noch einige andere kleinere, die keinen besondern Nahmen führen. Die Eingebornen sind geschickte Jäger und leben hauptsächlich von Elephantenfleische."

„Am drey und zwanzigsten November trafen wir am Cap. Sierra Leona ein, und gingen zu Tagerin vor Anker. Das Steuerruder meines Schiffes wurde an das Ufer gebracht, und der Ort befestigt, wo die Zimmerleute daran arbeiten sollten.

Ich stellte hier eine kurze Excursion landeinwärts an, und entdeckte im innersten Theile der Bucht einen kleinen Strom klaren süßen Wassers, welcher sich durch Citronenbäume, Weiden und andere Arten von Bäumen und Sträuchen, die seine Ufer einfaßten, hinschlängelte. Auch bemerkte ich einige zur Viehweide taugliche Ebenen, wiewohl der Boden mit losen Steinen und eisenfarbigen Felsen gemischt ist."

„Die Eingebornen besitzen bessere Häuser als die am grünen Vorgebirge. Sie sind grobe Götzendiener; sie bethen kleine häßliche Bilder und kleine Stücken schwarzer Erde an, welche, wie ich erfuhr, Ameisennester waren. Diesen bringen sie Früchte, und die Köpfe von Affen und andern Thieren dar."

„Der Ort, wo wir vor Anker lagen, war die dritte Bucht von Sierra Leona. Sie ist ungemein passend, um Wasser, Holz und mancherley Arten Früchte einzunehmen. Auch tauschten wir Reis für eine gleiche Quantität Salz ein. Allein mit Thieren oder Geflügel ist das Land sehr wenig versehen; da hingegen alle Buchten einen Ueberfluß an Fischen besitzen."

„Hier kamen zwey Neger an Bord, deren einer mit einem Bogen und Pfeilen, einem Schwerte und Messer bewaffnet war; der andere, welcher den Dollmetscher machte, meldete mir, sie wären vom Könige mit der Nachricht an mich geschickt worden, daß die Portugiesen stromaufwärts den Capitän und die gesammte Mannschaft einer nach St. Malo gehörigen Barke ermordet hätten; der König sey über dieß traurige Ereigniß sehr betreten, und wenn ich geneigt sey, den verübten Fre-

vel zu rächen, so wolle er mir Neger geben; die mich an Ort und Stelle bringen würden.

„Anfangs erregte diese Nachricht bey mir den Verdacht, daß die Sache wohl ein Kunstgriff der Portugiesen seyn könnte, mich auf die eine oder andere Weise zu fangen; als ich aber alles erwog, schloß ich, daß das Ereigniß, wegen der Schwäche des Fahrzeuges aus St. Malo, wohl Statt gefunden haben möge; und dann leuchtete es mir ein, daß der gute Ruf des französischen Nahmens leiden mußte, wenn ich diese Nationalbeleidigung ungeahndet hingehen ließe. Ich beschloß mithin ein Detaschement, wie verlangt worden, abzuschicken; aber um mich gegen allen Ueberfall zu decken, ließ ich das Steuerruder an Bord schaffen, dem es jetzt nur noch am Eisenwerke fehlte. Nachdem ich mich der Hauptzugänge zu dem Orte, wo wir lagen, versichert hatte, detaschirte ich eine bewaffnete Mannschaft in der Schaluppe und zwey Booten unter Monteurier's Commando stromaufwärts. Allein dieser Offizier kehrte in kurzer Zeit zurück, und berichtete, er sey zehn bis zwölf Seemeilen stromaufwärts gefahren, ohne irgend einen Portugiesen anzutreffen; das Wasser sey dann so seicht und voller Klippen geworden, daß die Fahrzeuge in Gefahr gerathen wären, wenn er die Fahrt noch weiter fortgesetzt hätte."

„Als wir diese Küste verlassen hatten, ward das Wetter unbeständig, wie in jenen Breitengraden gewöhnlich ist. Am sechsten Januar passirten wir die Linie. Die gewöhnliche Ceremonie der Franzosen ward nicht vernachlässigt; wir tauchten in die Salzfluthen diejenigen, welche durch den Aequinoctialkreis noch nicht geschifft waren."

„Während einer Windstille um den Anfang des

Februars erblickten wir zwey ungeheure Fische mit langen Schnäbeln oder Hörnern*), wie es schien, von derjenigen Gattung, welche Schiffe durchbohren kann. Schwerlich würde ich den Geschichten Glauben beygemessen haben, die man mir von der Gewalt erzählt hatte, mit welcher sie Schiffe durchbohren können, hätte mir nicht der Gouverneur zu Dieppe ein Stück von dem Schnabel eines solchen Fisches gezeigt, das aus der Seite eines Diepper-Schiffes gezogen worden. Der Capitän dieses Schiffes hatte ihm erzählt, auf der Fahrt von der brasilianischen Küste nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung habe etwas gegen sein Schiff mit großer Gewalt gestoßen; die Ursache dieses Stoßes sey ihm bis nach der Rückkehr aus Ostindien verborgen geblieben; denn als das Schiff dann abgetakelt worden, habe sich der Schnabel gezeigt, der fünf Zoll tief im Holze gesteckt habe."

„Der eine von den Fischen, welchen ich hier erblickte, schien gegen zehn Fuß lang, die knochichte Hervorragung nicht mit gerechnet. Er war von dunkel blauer Farbe; und seine Flossen nebst dem Schwanze, die sehr groß waren, hatten in der See ein helles azurblaues Ansehen. Auf den Rücken zeigte sich eine Masse, die derjenigen bey einem indianischen Seekalbe glich. Der Kopf ähnelte einiger Maßen dem eines Meerschweines, und endigte sich in ein Horn oder einen Schnabel, ungefähr zwey Fuß lang, und so dick, wie die Handwurzel eines Knaben. Der Fisch ist sehr stark und behend, denn ich habe ihn auf einen Bonit los stürzen sehen, mit welchem er unauf-

*) Ist dieß der Xiphias oder Schwert-Fisch? Als eine Bestätigung der Diepper-Erzählung sehe man oben Schouten's und La Maire's Reise nach.

hörlich Krieg führt; und oftmahls habe ich die See mit dem Blute solcher Bewohner der Tiefe, die durch ihn verwundet worden waren, gefärbt angetroffen. Ich halte mich überzeugt, daß es einige Fische dieser Art gibt, welche größer sind, als die ich damahls sahe, von denen selbst Wallfische angegriffen werden; und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß sie gelegentlich ein Schiff irriger Weise für ihre Beute ansehen."

„Auf unserer Fahrt nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu erblickten wir eine Menge Meergras drey bis vier Klaftern lang, zahlreiche Seevögel, Seebären, und Haufen von Meerschweinen und Wallfischen. Am eilften März gegen Einbruch der Nacht entdeckten wir Land, konnten aber die Tafelbay erst am funfzehnten erreichen, da wir vor Anker gingen. Auf diesem weiten Striche hatten wir nur einen Jungen verloren."

„Am nächsten Tage schickte ich an das Land funfzig Mann mit Segeln, um Zelter aufzuschlagen. Bey der Rückkehr des Bootes erfuhr ich, daß das Detaschement die Leichname verschiedener Menschen, hie und da zerstreute Kleidungsstücke, und eine kleine Fortifikation von Erde angetroffen habe."

„Einige Musketiere, die ausgeschickt worden waren, um einen Soldaten, den wir vermißten, aufzusuchen, gaben mir von dem Lande eine so sehr interessante Nachricht, daß meine Neugierde, dasselbe selbst zu sehen, rege ward. Dem zu Folge begab ich mich am nächsten Tage hinter den Tafelberg. Nachdem ich drey Seemeilen weit gegangen war, sahe ich den Boden mit Gras bedeckt, und mit mannigfachen schönen Blumen geschmückt, während ein kleiner Bach frisches Was-

ser sich durch die Ebene hinschlängelte, und im innersten Theile der Bay in das Meer verlor. Südwärts vom Tafelberge, nahe bey seinem Fuße, ward ich eine große Menge Bäume gewahr, die große Planken hätten liefern können; ihre Rinde war röthlich und ihr Stamm gerade. Auch fand ich manche Kräuter, die auch in Frankreich einheimisch sind, Sauerampfer, Farnkraut und Ginster. Die Berge waren voller Damhirsche, Affen, Löwen, Wölfe, Füchse, Stachelschweine, Strauße, Rebhühner, und aller Arten von Geflügel, anderer mir unbekannter Thierarten nicht zu gedenken."

„Die Tafelbay hat eine gesunde Luft; und für die daselbst anlegenden Schiffe dient sie zu einer sichern Rhede. Indeß gibt es in der Bay mehr Regen und Wind, als am Gestade; denn die hohen Berge ziehen Wolken und Dünste an, die dann, wenn sie durch die Winde in Bewegung gerathen, in die See herabfallen."

„Als einige unserer Leute sich ans Ufer begeben hatten, hoben sie von ungefähr einen großen Stein auf, und fanden darunter zwey Pakete Wachsleinwand. Nachdem diese geöffnet und verschiedene Umschläge weggenommen worden waren, kamen einige holländische Briefe zum Vorschein. Diese enthielten Nachrichten von verschiedenen Schiffen, welche hierher gekommen waren, und besonders von einem englischen Advisboote, welches die Nachricht von den Beleidigungen überbrachte, die jene Nation von den Holländern hatte leiden müssen. Ueberdieß wurden alle Schiffe, die hier anlegen würden, gewarnt, sich vor den Eingebornen zu hüthen, die einige von der Mannschaft ermordet hatten. Endlich ward berichtet, daß die Holländer Bantam mit fünf und dreyßig Schiffen be-

lagert hätten, und daß die Engländer genöthigt worden wären, den Ort aus Mangel an Lebensmitteln zu verlassen."

„Wir lichteten die Anker am dritten April. Ungefähr zwey Seemeilen von der Bay befiel uns eine Windstille, und wir wurden durch den Seestrom nahe an ein kleines Eiland von cirkelrunder Figur, ungefähr eine Meile im Umfange, getrieben. Es ist ganz mit Sand und Buschwerk bedeckt, und dient den Pinguins und Seebären zum Aufenthalt. Auch ist es voller Schlangen, Chamäleons und Eidechsen."

„Als ich mich hier am Ufer befand, brach von Südosten her ein so heftiger Sturm ein, daß ich das Schiff erst am Tage darauf erreichen konnte, bald darauf donnerte und blitzte es sehr heftig; und als dieß aufhörte, fingen die Westwinde zu blasen an, wozu sich ein so dicker Nebel gesellte, daß man nicht von einem Schiffsende bis zum andern sehen konnte. Ich befahl daher den andern Schiffen, mir unter dem Schalle von Trompeten und Trommeln zu folgen, und führte das Geschwader nach der Tafelbay zurück."

„Nach wenig Tagen lichteten wir die Anker von neuem; weil wir aber nur schwachen Wind hatten, so konnten wir erst am vierzehnten um das Vorgebirge herum kommen. Den sechzehnten hatten wir einen heftigen Sturm von Nordosten her, welchen wir in der verwichenen Nacht vorausgesehen hatten. Unter dem Winde nähmlich zeigte sich eine große schwarze Wolke, in deren Mittelpunkt wir das bemerkten, was die Portugiesen das Ochsenauge nennen; und dieß gilt meistens für den Vorläufer eines Sturmes. Die See schwoll ungeheuer an, und der Sturm war aller-

dings sehr heftig; dessen ungeachtet blieb die Luft so sehr hell, daß wir des Nachts die Sterne auf- und untergehen sahen. Während dieses Sturmes wurden die Schiffe zwar von einander getrennt; doch als der Wind sich legte, vereinigten wir uns zu meiner großen Freude und Verwunderung alle wieder, ohne daß wir das mindeste gelitten hatten."

„Den ersten May detaschirte ich die Hoffnung unter dem Capitain Grave nach Bantam; und den achtzehnten ging ich in St. Augustin's Bay von Madagaskar vor Anker."

„Am Tage darauf begab ich mich nebst zwey langen Booten und fünfzehn Musketieren nach dem Ufer, um den Fluß zu untersuchen. So wie wir uns dem Gestade näherten, lud uns ein Haufen Schwarzer durch Signale ein, zu ihnen zu kommen. Wir landeten daher; und ob sie gleich deutlich sahen, daß wir bewaffnet waren, so blieben sie doch über eine Stunde bey uns, und gaben uns durch Worte und Zeichen zu verstehen, daß sie sich über unsere Ankunft freuten, und uns den Tag darauf am Bord besuchen wollten. Mit vieler Neugierde besichtigten sie alles, was wir an uns trugen; und als einer von ihnen, der ein Oberhaupt zu seyn schien, eine silberne Pfeife an einer Kette bey einem Offizier ansichtig ward, erbath er sich dieselbe vom Besitzer mit allem Ernste. Ich befahl sie ihm zu zeigen; gab aber allen dabey zu verstehen, daß sie nicht zu verkaufen sey, obgleich einer dafür einen Ochsen geben wollte. Inzwischen erklärte ich ihnen, daß sie am Bord mancherley Sachen erhalten sollten, die ihnen nicht weniger angenehm seyn würden."

„Unmittelbar darauf schifften sich die Vornehmsten nebst drey Begleitern mit uns ein, indem sie

uns durch Zeichen zu verstehen gaben, daß von unsern Leuten eben so viel am Ufer bleiben sollten. Dieß ließ ich mir gern gefallen. Diese Neger waren, vergleichungsweise, von sehr schönem Ansehen. Sie waren schlank und wohl geformt, und hatten weder flache Nasen, noch dicke Lippen. Ihr Haar war lang, und auf dem Wirbel sorgfältig geflochten. Sie trugen um den Unterleib eine baumwollne Bedeckung von verschiedenen Farben, übrigens aber gehen sie nackend. Der Häuptling, wofür wir ihn hielten, trug an der Stirn eine große knöcherne oder elfenbeinerne Platte, an den Ohren einen großen kupfernen Ring, und um den Hals ein Band von Glasperlen und Schnuren von Kügelchen außer einem schönen gelben Bernsteinhalsbande, worauf er einen hohen Werth setzte. Alle übrige hatten ähnlichen Schmuck, nur mit Ausnahme der Platte an der Stirn."

„Die Beschneidung scheint bey diesem Volke seit langer Zeit eingeführt zu seyn; und wahrscheinlich haben sie diese Sitte von den Mahomedanern auf der äthiopischen Küste angenommen, welche lange einen Verkehr mit Madagaskar unterhalten haben."

„Wie es schien, hatten unsere Gäste ihre Weiber in einer kleinen Entfernung im Walde zurückgelassen. Einige von unsern Leuten versicherten mir, sie wären sehr hübsch, und von der Brust bis an die Kniee bekleidet."

„Als die Neger zuerst an Bord des Schiffs kamen, erstaunten sie über die Größe desselben; und über den Schall der Trompeten und Trommeln schienen sie sich ungemein zu freuen. Ich beschenkte sie mit einigen Ringen von Schmelzarbeit und andern Kleinigkeiten, und suchte sie zu unterhal-

halten, bis das Abendessen bereitet war. Mittlerweile stellte sich die Seekrankheit bey ihnen ein, worauf sie den Wunsch äußerten, sich auf das Verdeck zu begeben, und auf ein Segel niederzulegen. Einer aus ihrer Mitte, welcher an dem Zufalle weniger als die übrigen litt, verspottete seine Gefährten mit vieler Laune, und ahmte jedes Wort nach, das er unsere Leute aussprechen hörte. Kurz, sie schienen insgesammt eine Anlage zum Witz zu haben, und sie besaßen eine schnelle Fassungskraft, was sich sehr deutlich daraus ergab, daß sie unsere Zeichen mit so großer Leichtigkeit begriffen."

„Am Morgen darauf fand ich meine Gäste ziemlich hergestellt und auf den Beinen. Ich zeigte ihnen nun solche Artikel, die, wie ich mir einbildete, ihnen am angenehmsten seyn würden; zum Beyspiel Korallen, Bernstein, Glasperlen von allen Farben, Gefäße von Kupfer und Zinn, Zeuge, Messer, Scheermesser, Kämme. Sie äußerten große Lust, dieß alles zu besitzen; als ich ihnen aber zu verstehen gab, daß einige Stücke von ihrem Hornvieh mir angenehm seyn würden, so kamen sie immer auf die silberne Pfeife und Kette zurück."

„Da ich fand, daß sich mit ihnen so nichts ausrichten ließ, so ließ ich sie wieder ans Ufer bringen. Einige unserer Leute mußten nun Proben von solchen Artikeln mitnehmen, die am meisten den Beyfall unserer Gäste erhalten hatten; denn ich hoffte, daß ihre Landsleute Lust bekommen würden, einen Tauschhandel mit uns einzugehen. Einer von ihnen machte sich auch wirklich anheischig, einen wilden Ochsen für ein kupfernes Becken zu geben; als aber der Anführer, mit der ei-

fenbeinernen Platte, etwas zu ihm sprach, gab er das Becken zurück, und verlangte die Pfeife mit der Kette. Mit einem Worte, Pfeife und Kette schienen alle ihre Aufmerksamkeit gefesselt zu haben."

„Als am Tage darauf die Eingebornen mit ihrem Vieh an den Strand herab kamen, schickte ich zu ihnen einige unserer Leute mit stählernen und kupfernen Ketten und verschiedenen Kleinigkeiten, indem ich zugleich befahl, die silberne Kette zu verbergen, und sie nicht eher zu vertauschen, als bis alle andere Lockungen fruchtlos gewesen seyn würden. Allein ich erfuhr bald, daß die Neger nur silberne Ketten annehmen wollten; und für eine Kuh ward nicht weniger gefordert, als eine Kette, die um den Hals ging, und mit den zwey Enden bis an den Nabel reichte. Weil ich die silberne Kette nicht einbüßen wollte, und doch des Viehes der Eingebornen sehr bedürftig war, so ließ ich einen Goldschmied am Bord eine Kette aus einem zinnernen Teller verfertigen. Ich ward dazu veranlaßt, weil ich fand, daß, wenn silberne und zinnerne Löffel unter einander gemengt waren, die Neger die zinnernen, als die glänzendsten, vorzogen, und sie selbst mehr als Gold zu schätzen schienen."

„Nach einigen unbedeutenden Eintauschungen von Hühnern, Kapaunen, Milch und Erbsen gegen europäische Artikel, schickte ich die zinnerne Kette ans Land; aber die Neger wurden in kurzer Zeit gewahr, daß sie nicht der wahre Gegenstand ihrer Wünsche war. Inzwischen erhielten wir dennoch etwas Geflügel, Wurfspieße und ein Schaf für Glasperlen, zu welchen sie große Lust zu bezeigen anfingen. Diese Leute verarbeiten das Eisen und Kupfer mit großer Nettigkeit; und ih-

re Wurfspieße waren von eben so gutem Eisen, wie die spanischen, verfertigt. Auch verschafften wir uns eine kleine Quantität Reis, aber um einen sehr hohen Preiß; wie es schien, fand sich dieser Artikel bey ihnen nicht in großer Menge."

„Am sieben und zwanzigsten brachten die Neger so viel Vieh herabgetrieben, daß die Heerden eine Viertelmeile einnahmen. Sie verlangten noch immer die silberne Kette für einen Ochsen, rothe Glasperlen für ein Schaf, und blaue für die Milch. Da ich fand, daß ihre partheyische Vorliebe für die Kette sich nicht änderte, so forderte ich dafür drey Ochsen und ein Schaf; und während ich in meinem langen Boote darüber mit den Eingebornen in Unterhandlungen stand, schickte der König zu mir, und ließ mich an das Ufer einladen, damit ich ihm die Kette zeigen möchte. Diese Einladung verbath ich, ließ aber zugleich dem Könige hinterbringen, daß, wenn er geruhen wollte an Bord sich zu begeben, er völlige Sicherheit finden würde, und daß ich erböthig sey, ihm darüber Geißeln zu geben. Nach einiger Ueberlegung kam er an Bord, da ich mich denn verlegen fand, welches schickliche Geschenk ich ihm machen könnte. Mittlerweile bemerkte ich, daß er vier Schnuren rothe Glasperlen, die ich in der Hand hielt, mit einiger Aufmerksamkeit betrachtete. Ich bath ihn daher, sie von mir als Geschenk anzunehmen. So unbedeutend dasselbe auch war, so nahm er es doch mit Vergnügen an, und verehrte mir dagegen ein Schaf. Ich hatte große Lust, ihm die Hälfte der silbernen Kette zu geben, welche sechsthalb Fuß lang war, und viertehalb Unzen wog; als ich aber bedachte, daß, wenn ich dieses von den Negern so sehr bewunderte Stück weggäbe,

ich nichts mehr haben würde, wodurch ich sie reitzen könnte, so gab ich meinen Vorsatz auf. Einige Zeit darnach schickte mir der König einen der schönsten Ochsen, den ich je gesehen habe, und der für die halbe Kette eingehandelt ward. Nur mit großer Mühe konnten wir das Thier an Bord bringen; es bekam einige Schüsse in den Kopf, und mehrere Schläge mit einer Axt, bevor wir ihm etwas anhaben konnten, und zuletzt waren wir noch genöthig es zu ersäufen, ehe es uns gelingen wollte, dasselbe an Bord zu schaffen."

„Am Tage darauf kehrten die Eingebornen mit einer großen Menge Vieh zum Tauschhandel zurück. Jetzt machte ich weit bessere Geschäfte als seither; als ich aber einigen meiner Leute erlaubt hatte, für sich zu handeln, erhöheten die Eingebornen, die sie zu bevortheilen suchten, den Preis um das doppelte, worauf ich ihnen Befehl gab, zu mir in das Boot zurückzukommen. Kaum war dieß geschehen, als der König, höchst aufgebracht, sich schleunigst hinweg begab, und den Eingebornen Befehl ertheilte, gleichfalls fortzugehen."

„Ich fürchtete nun, unsere gegenseitige Freundschaft möchte unterbrochen werden. Dieß zu verhüthen, gab ich ihm durch ein Zeichen zu verstehen, daß ich mit ihm zu sprechen wünschte, worauf er an das Ufer herab kam. Ich schenkte ihm einen Säbel mit einem silbernen Griffe, und versicherte ihm, daß es mein und meiner Leute ernster Wille sey, in Freundschaft mit ihm und den Eingebornen zu leben. Der König schien dadurch versöhnt, und äußerte seine Freude laut. Hierauf ließ ich die Trompeten blasen und die Trommeln rühren, und befahl einer Parthie meiner Leute zu landen und den Eingebornen zum Zeichen der Freundschaft die Hän-

de zu geben. Unterdessen ließ mich der König zu sich niedersetzen, und äusserte ein so großes Vergnügen über den Trompeten- und Trommelschall, daß er mir für jedes einen Ochsen anboth; aber ich gab ihm zu verstehen, daß ich dieser Instrumente nicht entbehren könnte."

„Wir vertauschten hierauf einige silberne Ketten, jede gegen zwey Kühe; und für einen Ochsen gaben wir eine Schnur Korallenkügelchen. Als wir uns trennten, gab ich den Negern zu verstehen, daß ich sie in wenigen Tagen verlassen müßte. Am Tage darauf gab einer von unsern Offizieren vier Unzen von einer silbernen Kette für sechs Ochsen, deren Fleisch eingesalzen ward."

„Am ersten Junius fuhr ich mit zwölf Mann in dem Boote aufwärts in einer kleinen Bucht, um zu den Bergen zu gelangen; allein unsere Fahrt ward in kurzer Zeit durch Buschwerk und steile Klippen aufgehalten. Ich ließ daher in einem Arme des Stromes aufwärts nach Süden zu rudern, und stieg dann ans Land. Hier gelang es mir auch die Berge zu besteigen, von denen ich das Land übersehen konnte, das einen sehr reizenden Anblick gewährte, und voller Waldungen war."

„Während der funfzehn Tage, die ich hier zubrachte, erblickte ich kaum eine Wolke; indessen ist die Hitze keinesweges unausstehlich, denn sie wird durch die kühlen Land- und Seewinde gemäßigt, welche wechselsweise zu festbestimmten Stunden des Tages aufeinander folgen. Die Luft schien in einem so hohen Grade gesund, daß wir am Bord auch nicht einen einzigen Kranken hatten. Die Berge sind ein dürrer Felsen, dessen Rinde die Einwirkung des Feuers erlitten zu haben scheint. Die Ebenen sind

mit einer zahllosen Menge von Gebüschen und Sträuchern bedeckt, worunter sich Tamarindenbäume, Ebenholz und Aloe in Ueberfluß finden. Gurken, Kürbisse, Bohnen, Erbsen, ein wenig Reis und Citronen gehören gleichfalls unter die Produkte des Landes."

„Nachdem wir alle nöthige Anstalten zur Fortsetzung unserer Fahrt getroffen hatten, gingen wir am neunten Junius von Madagaskar unter Segel. Wir erblickten Terra Firma zwischen Sofola und Mosambique, und als wir vorzwey kleinen Inseln vorbey fuhren, sahen wir eine hohe und sandige Küste, hinter welcher sich eine waldige Gegend hinzog."

„Am dreyzehnten wurden wir die Comoro-Inseln, ein hohes, sehr in die Augen fallendes Land gewahr. Am Tage darauf segelten wir längs Majotta hin, ein Land mit trefflicher Vegetation und stark bewohnt. Hier entdeckten wir ein kleines Schiff. Ich schickte zu demselben das lange Boot mit zehn Musketiren, um Nachricht von ihm zu erhalten. So erfuhr ich, daß das Schiff nach Mecca bestimmt sey, und daß der Capitän desselben in der Meynung wir wären Holländer, seine ganze Ladung an das Ufer geschafft habe."

„Der Capitän dieses Fahrzeuges zeigte mir zwey Briefe; den einen von einem englischen Befehlshaber, Nahmens Martin, den andern vom Capitän Banner. Beyde meldeten ihren Landsleuten, sie hätten an diesem Orte verschiedene Erfrischungen gefunden, aber kein Wasser einnehmen können; ferner, daß Leinwand, Zeuge und Papier sich hier mit Vortheil verkaufen ließen; endlich fügten sie eine Warnung in Rücksicht der Eingebornen hinzu, wel-

che, selbst bey geringen Beleidigungen geneigt wären, sich schrecklich zu rächen."

„Weil die Rhede mit Klippen umgeben war, so rieth man mir einen Piloten vom Gestade einzunehmen. Dieß that ich auch, und noch vor Sonnen-Untergang ging unser Schiff sicher vor Anker. Ich entließ dann den arabischen Capitän mit Versicherungen von der Unschuld unserer Absichten und von der Friedfertigkeit der französischen Nation, indem ich ihm einen, ähnliche Zusicherung enthaltenden Brief in spanischer Sprache an den König der Insel mitgab."

„Als Antwort auf dieß Schreiben sendete der König einige seiner vornehmsten Höflinge an uns, um uns seine Freundschaft zu versichern. Zugleich äußerte er Bereitwilligkeit, uns mit den Produkten seines Landes zu versehen. Ich verehrte deshalb Seiner Majestät einen Dolch mit silbernem Griff, ein Ries Papier und einen Spiegel. Der Fürst nahm dieß Geschenk mit großer Zufriedenheit an; und ich erhielt von ihm als Gegengeschenk einen jungen Bock und einige Früchte. Zu gleicher Zeit ersuchte ich den arabischen Capitän, der sich am Ufer aufhielt, einige Bedürfnisse für mich einzukaufen, indem ich mich erboth, solche Waaren ans Land zu schicken, als sich zum Tauschhandel vorzüglich eigneten. Allein der Capitän versicherte mir, die Eingebornen seyen beym Abschließen auch des unbedeutendsten Geschäfts so langsam, daß wohl einige Tage verstreichen würden, ehe er etwas für mich ausrichten könnte; und zugleich erfuhr ich, daß vor ohngefähr drey Jahren eine portugiesische Karrake hier Schiffbruch gelitten habe, wodurch unter die Einwohner eine so große Menge Realen gekommen sey,

daß diese Münzsorte von ihnen wenig mehr geschätzt werde."

„Als ich ein Paar einheimische Schiffe gewahr wurde, unterredete ich mich mit den Capitänen am Bord derselben; und ich fand dabey, daß sie Reis und getrocknete Fische nach Mombaze geladen hatten. Am nächsten Tage darauf versorgten sie mich mit Reis, Erbsen und getrocknetem Rindfleische auf vier Monathe; ein mir höchst erwünschter Umstand, weil ich dadurch ungemein viel Zeit gewann, die ich sonst beym Tauschhandel mit den Eingebornen verloren habe würde. Zudem fing ich an, keine vortheilhafte Meynung von ihrer Moralität zu hegen; denn während wir sondirten, um einen Ankerplatz zu finden, machten sie uns ein Signal, um uns an eine Klippe zu locken, von welcher sie glaubten, daß sie unserer Aufmerksamkeit entgangen wäre. Der große Werth des portugiesischen Wrackes hatte sie wahrscheinlich bewogen, uns ein ähnliches Schicksal zu wünschen."

„Weil ich das Wasser hier salzig fand, so lichtete ich am ein und zwanzigsten die Anker. Mein arabischer Freund, welcher erfuhr, daß ich um Cap Comorin fahren wollte, rieth mir, bey der Insel Socotra sechs Wochen lang zu verweilen, wenn ich den periodischen Stürmen an der malabarischen Küste entgehen wollte."

„Die Insel, wo wir lagen, war ungefähr funfzehn Meilen lang, und drey bis vier breit. Wir konnten keinen sichern Ankerplatz ausfindig machen; und die Stelle, wo sich unser Schiff befand, war gefahrvoll und schwer zu finden. Die Insel selbst ist von der Seeseite angenehm, und erhebt sich allmählich in Hügel, die mit Bäumen bedeckt sind. Die Häuser finden sich meistens längs am Gestade.

und sind mit Cocos-, Orangen- und Citronen-Bäumen umgeben."

„Die Orangen sind klein, aber von lieblichem Geschmacke. Die Einwohner sind eifrige Mahomedaner. Sie brennen sich mit einem glühenden Eisen an den Schläfen, und in der Mitte der Stirn Zeichen ein."

„So klein diese Insel auch ist, so wird sie dennoch von funfzehn kleinen Königen beherrscht, welche mit einander oftmahls in Krieg verwickelt sind. Der mächtigste unter ihnen residirt in der Nähe des Platzes, wo wir vor Anker lagen. Ihre Kriegsgefangenen verkaufen sie als Sklaven an die Portugiesen und andere Nationen. Wir erblickten unter den Eingebornen nicht viel Waffen, ausgenommen einige wenige Flinten und Pistolen, welche dem Könige gehörten, der damit von den Engländern beschenkt worden war. Ihre Aufmerksamkeit gegen Fremde ist sehr groß; jedoch konnten sie nicht umhin, einige unserer europäischen Sitten zu verspotten."

„Acht Tage darauf, nachdem wir die Comoro-Inseln verlassen hatten, passirten wir die Linie; und am ersten Julius war der Wind so stark, daß wir fünf und funfzig Meilen in vier und zwanzig Stunden, ungeachtet die meisten Segel eingezogen waren, zurücklegten."

„Drey Tage später gingen wir in der Nähe von Cap Orpin vor Anker; weil aber die starken Winde noch anhielten, konnten wir bis zum dritten August weder ein Segel aufziehen, noch ein Boot ans Ufer senden. Dennoch beschloß ich nach dem Cap Guardafui zu steuern. In dieser Absicht ließ ich das lange Boot ausrüsten, und mit Proviant versehen, indem ich der Mannschaft befahl, zu landen,

und von den Eingebornen Nachricht einzuziehen, wo frisches Wasser eingenommen werden könnte."

„Am zwölften kehrten meine Leute zurück, und berichteten mir, sie wären längs dem Gestade unter steilen Bergen hingefahren, von deren Gipfel man auf sie mit Steinen geworfen habe, wodurch sie genöthigt worden, sich in einiger Entfernung zu halten; und ob sie gleich alle mögliche Zeichen von Friede und Freundschaft gemacht hätten, so wären sie doch von den Eingebornen mit dem Untergange bedroht worden, wenn sie zu landen wagen wollten. Sie steuerten darauf nach einem andern Theile der Küste. Als hier einige von ihnen eine Oeffnung in den steilen Felsen verfolgten, erblickten sie in kurzer Zeit eine Ebene, so weit als das Auge reichen konnte, wo sie aber weder Bäume noch Gras gewahr wurden. Von den Eingebornen sahen sie einige wenige, welche bey ihrer Annäherung die Flucht ergriffen. Als sie am Tage darauf sich weiter westwärts begaben, bemerkten sie mehrere von den Eingebornen, konnten es aber nicht bey ihnen dahin bringen, daß die geringste freundschaftliche Annäherung Statt gefunden hätte. Sie umschifften dann ein Vorgebirge, und fuhren in eine geräumige und seichte Bay, wo zwey Araber sich mit dem Fischfange beschäftigten, aber gleichfalls die Flucht ergriffen. Unsere Leute landeten, und erblickten viele von den Eingebornen; ob sie aber gleich eine weiße Flagge wehen ließen, so flohen jene doch ohne Ausnahme, indem sie die gewöhnliche kurze Formel des mahomedanischen Glaubensbekenntnisses wiederholten: Illa Alla illa la Mahomed resulala. Als sie sich wieder eingeschifft hatten, fingen die Eingebornen sich von neuem zu zeigen an; aber weder Freundschaft noch Gewalt konnte sie zu einem Verkehr bewegen."

„Wir lichteten am siebzehnten die Anker, und zwey Tage darauf legten wir innerhalb des Caps Guardafui an. Bald nachher schickte ich ein Boot südwärts, um frisches Wasser zu suchen, und ein anderes längs dem Gestade hin nordwestwärts. Zugleich sendete ich ein drittes ab, um zu versuchen, was für Glück wir beym Fischfange haben würden; aber in kurzer Zeit kehrte es ohne alle Beute zurück. Diejenigen, welche südwärts gesegelt waren, um Wasser aufzusuchen, meldeten mir, sie wären einige Meilen in das Land hinein gegangen, das sie dürre, unfruchtbar und unerträglich heiß gefunden hätten. Die Mannschaft des andern Bootes erzählte, nachdem sie ohngefähr drey Meilen zurückgelegt hätte, sey sie an eine dem Anscheine nach fruchtbare Stelle gekommen; und als man hier ans Land gestiegen sey, habe man zehn bis zwölf Neger angetroffen. Auf die Frage, wo Wasser zu finden sey, hätten jene zuvörderst ein Stück baumwollenes Zeug, das einem Matrosen angehörte, als Belohnung für die verlangte Nachweisung gefordert; und nachdem ihnen dasselbe bewilligt worden, hätten sie die Stelle einiger Gräben und Brunnen gezeigt."

„Ungefähr vier Meilen vom Cap Guardafui gingen wir an einer Stelle vor Anker, wo wir etwas Buschwerk und Gras erblickten; eine an jener Küste gar nicht häufige Erscheinung. Hier fanden wir, nachdem wir nur einen Fuß tief gegraben hatten, Wasser in Ueberfluß. Anfangs war dasselbe von Geschmack vollkommen süß, allein in kurzer Zeit ward es sehr salzig, und wir sahen uns daher genöthigt, an mehr als siebenzig verschiedenen Stellen zu graben, um zwey und zwanzig Tonnen haltbares Wasser zu bekommen."

„Am sieben und zwanzigsten gingen wir wieder

unter Segel. Nach einer kurzen Fahrt geriethen wir in reißende Strömungen, und bemerkten, daß die See in starker Bewegung und voller rother Flecken war. Nachdem die Lothsen darüber zu Rathe gezogen worden, beschlossen wir, etwa eine Woche lang auf der rothen See hin und her zu fahren, damit wir nicht die malabarische Küste allzu früh erreichten."

„An der Mündung der rothen See, und in einer beträchtlichen Strecke längs den Küsten derselben gibt es ungeheure Haufen von Fischen, besonders Stachelrochen, wovon einige unglaublich groß sind, und sich nur mit Schwierigkeit durchbohren lassen. Dieser Theil der arabischen Küste ist sandig und niedrig; die innern hingegen erheben sich in Berge, welche während unsers Aufenthalts daselbst unaufhörlich in Nebel gehüllt waren."

„Den zehnten September verließen wir die rothe See, und erblickten am sechs und zwanzigsten die malabarische Küste. Zwey Tage darauf zeigte sich ein Schiff über dem Winde. Ich schickte daher Monteurieur mit drey und zwanzig Mann im langen Boote mit dem Befehle ab, nicht an Bord desselben zu gehen, sondern bloß Nachricht über die Schifffahrt an der Küste einzuziehen. Einige Zeit hernach bemerkte ich, daß unsere Leute sich dennoch am Bord des Schiffes befanden, und binnen kurzem kam ein Boot auf uns zugerudert. Weil Windstille war, und weil ich über die Sache mich einiger Maßen verlegen fühlte, so schickte ich ein Boot ab, um so schnell als möglich zu erfahren, welche Nachricht das sich uns nähernde überbrachte. Nach der Rückkehr desselben erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß die Leute im Boote fünf Personen von unserer Mannschaft, und drey darunter gefährlich verwundet waren. Von diesen bekam ich, nachdem sie sich zu uns

an Bord begeben hätten, folgende Nachricht: Als sie dem Schiffe nahe gekommen waren, befahl Monteurieur der Mannschaft desselben die Segel zu streichen. Man weigerte sich dieß zu thun, und nun ließ Monteurieur unmittelbar mit zwey Kanonen und mit dem kleinen Gewehre auf das Schiff feuern. Dieß strich darauf; unsere Leute bestiegen das Hinterverdeck, und tödteten alles, was sich hinten im Schiffe befand. Sie hielten sich nunmehr im sichern Besitze der Prise, als auf einmahl sechzig bis achtzig Mann im Vorderkastell sich erhoben, unsere Leute mit Säbeln und Schilden angriffen, und unter ihnen ein schreckliches Blutbad anrichteten. Da diese sich übermannt sahen, so suchten sie sich in ihr Boot zurückzuziehen; allein zum Unglück hing dasselbe am Schiffe so fest, daß es nicht losgemacht werden konnte. Einige sprangen in das Meer und ertranken; einer, der glücklicher war, schwamm nach dem Boote des Schiffes, und nachdem er das Tau desselben durchschnitten hatte, rettete er sich und vier andere von der Wuth des Feindes und der Wellen."

„Ueber diesen Unfall aufgebracht, eilte ich so viel wie möglich, um den Feind zu erreichen. Nachdem das Schiff geentert worden, fand ich darin nicht mehr denn funfzehn arme elende alte Männer mit langen Bärten, die sich mir zu Füßen warfen, und eher mein Mitleiden rege machten, als daß ich an ihnen hätte Rache nehmen sollen. In der That trug das übereinstimmende Zeugniß der fünf Mann, die sich gerettet hatten, dazu bey, diese Personen völlig zu entschuldigen. Die Armen sagten mir, das Schiff habe eine Ladung von Pfeffer nach Mecca gebracht, und befinde sich jetzt auf der Rückfahrt nach Panama bey Calicut, wohin es gehöre; ihre Absicht sey, sich als Bettelmönche an der Küste zu

ernähren. Sie setzten hinzu, daß die Eigenthümer des Schiffes, achtzig an der Zahl, in der verwichenen Nacht in unserm Boote mit allem Gold und Silber abgefahren wären, und sie mit dem Schiffe ihrem Schicksale überlassen hätten."

„In jeder Rücksicht schienen mir diese Leute ganz unschuldig. Ueberhaupt war die Habsucht und Grausamkeit unserer eigenen Leute die Hauptursache ihres Unglücks gewesen; denn da die Mannschaft des Schiffs die Segel gestrichen hatte, so scheint es nicht, daß sie an fernern Widerstand eher gedacht haben mag, als da sie ihre Kameraden niederhauen sahe, und sich dadurch überzeugte, daß sie sich vertheidigen oder sterben mußte. Am Bord des Schiffes fand ich eine große Menge Datteln, Wein, Salz, zwey Fässer Mohnsaft, einige Zentner Korallen, baumwollene Zeuge und Rosenwasser."

„Jetzt steuerten wir nach Ticow, aber wegen der häufigen Windstillen und des traurigen Gesundheitszustandes unserer Leute legten wir äußerst wenig Weg zurück. Am Bord der Pinnasse konnten nur zwey bis drey Mann den Dienst verrichten; und in meinem eigenen Schiffe nicht mehr denn achtzehn. Was das Uebel noch ärger machte, war der Umstand, daß wir zwey unserer Wundärzte durch den Tod verloren."

„In dieser Lage entdeckte ich einige indische Schiffe unter Segel. Um sie zu veranlassen, daß sie sich uns näherten, hing ich eine weiße Flagge aus; weil ich aber fand, daß dieß nicht wirkte, so schickte ich ein Boot ab, das mit dem nächsten sprechen sollte. Nachdem ich nicht ohne Schwierigkeit die Besorgnisse weggeräumt hatte, als ob von uns etwas zu fürchten sey, bewog ich endlich einen Lothsen, uns für fünf und dreyßig Stück von Achten nach Ticow

zu führen. Dieß Fahrzeug gehörte übrigens nach Priaman, einer Stadt acht bis zehn Meilen südwärts von Ticow, was, wie wir erfuhren, hinter einigen Inseln lag, die wir vor uns im Gesichte liegen hatten."

„Als wir vor diesen Inseln vorbey waren, erblickten wir ein hohes Vorgebirge, welches in zwey Bänke auslief, an deren einer wir beynahe auf den Grund gerathen wären. Nachdem wir diesen gefährlichen Ort passirt waren, sahen wir vor uns eine andere Bank, wohin wir, zwischen jenen zwey, mit großer Vorsicht steuerten, und zur Nachtzeit den Anker fallen ließen."

„Endlich entdeckten wir die drey Inseln von Ticow, nachdem zwey Monathe über einer Fahrt verstrichen waren, die man sonst oftmahls in acht Tagen beendigt. Wir landeten daselbst am ersten December. Während dieser unglücklichen Periode unserer Reise hatten wir fünf und zwanzig Mann verloren; und hätten wir die See nur noch wenig Tage länger halten müssen, so ist es wahrscheinlich, daß von uns wenige oder niemand am Leben geblieben wären."

„Sobald als wir vor Anker gegangen waren, schickten wir ein Boot ans Ufer, das in kurzer Zeit mit einem gewissen Manne, Nahmens Pedro, zurückkehrte, welcher Dollmetscher bey der englischen Factorey gewesen war. Von ihm erfuhr ich, daß obgleich das Land an Pfeffer fruchtbar war, wir doch keinen ohne besondere Erlaubniß des Königes von Achen, des Beherrschers der ganzen Küste, würden einkaufen können. Ferner hörte ich von ihm, mein anderes Schiff, die Hoffnung, habe vor fünf Monathen daselbst ungefähr zwanzig Seemeilen weit angelegt; und das lange Boot des-

selbe sey mit funfzehn Mann an diese Stelle abgeschickt worden, um Lebensmittel einzunehmen; da denn ein holländisches Schiff in der Rhede auf die Leute gefeuert habe, unter dem Vorwande, als ob es Engländer wären. Pedro setzte hinzu, die Franzosen hätten zu Ticow eine freundschaftliche Aufnahme gefunden; als sie aber hernach abgefahren wären, um nach ihrem Schiffe zurückzukehren, hätten sie dasselbe nicht wieder finden können. Sie wären deßhalb hierher zurückgekehrt; einige wären seitdem gestorben, andere hätten holländische Dienste genommen, und einer fände sich noch im Lande, wo er durch Einsammeln des Pfeffers sein Brot verdiene."

„Die Unvorsichtigkeit des Capitäns Grave, das lange Boot so weit vom Schiffe wegzuschicken, kränkte mich sehr. Nach weiterer Nachforschung erfuhr ich, daß das Schiff wahrscheinlich von seinen Ankern durch einen Sturm war fortgetrieben worden, und nach Bantam sogleich in der Voraussetzung geeilt war, daß ich selbst, nach meiner dem Capitän Grave wohl bekannten Absicht, hier anlegen würde, da ich denn seine Leute würde einnehmen können."

„Als ich Erlaubniß zu landen erhalten hatte, nahm ich einige Geschenke mit mir, ohne welche ich, wie ich erfuhr, nicht willkommen seyn würde. Indem ich ans Land stieg, empfingen mich der Gouverneur und die vornehmsten Officiere ehrenvoll; und nachdem ich ihnen mein Vaterland und die Absicht meiner Reise gemeldet hatte, sagten sie mir, es stände mir frey, Lebensmittel einzukaufen, sonst aber nichts; nur müßte ich sie mit Realen und Messern bezahlen. Was aber den Pfeffer und andere Produkte des Landes beträfe,

so

so dürften sie nicht ohne besondere Vergünstigung des Königs verkauft werden; wollte ich aber nach Achen segeln, und Seine Majestät um Erlaubniß bitten, eine Factorey errichten zu dürfen, so würden sie sehr gern mit uns in gegenseitiges Verkehr treten."

„Ich bath darauf um Erlaubniß, ein Haus für meine Kranken zu miethen, und sie an das Ufer zu schaffen. Sie versetzten darauf, sie wären unvermögend, die Sicherheit meiner Leute wegen der großen Menge Banditen zu verbürgen, welche sich in der Stadt fänden; indeß könne ich einige wenige Tage lang ein Paar Mann am Ufer lassen, um Lebensmitteln einzukaufen."

„Mittlerweile schenkte mir der Gouverneur einen Büffel und einige Früchte. Um ihm dafür zu danken, ging ich zu ihm; und durch Geschenke und Ueberredung erhielt ich nun Erlaubniß, ein Haus zu miethen, wohin ich fünf und vierzig Kranke nebst drey Wundärzten und einigen Aufwärtern brachte. Inzwischen ersuchte mich der Gouverneur von Priamon, nachdem er mir verschiedene Geschenke gemacht hatte, mit vielem Ernst, daß ich ihn besuchen möchte. Ich dankte ihm für seine Güte, und ließ ihm sagen, daß ich bey der ersten Gelegenheit die Ehre haben würde, ihm aufzuwarten."

„Bald darauf trafen drey Galeeren, welche dem Könige von Achen gehörten, zu Ticow, mit einem Elephanten und dreyhundert Mann in jeder, ein; und die Einwohner meldeten mir, daß sie noch eine Verstärkung von Mannschaft und Elephanten erwarteten, um einen rebellischen Prinzen zu bezwingen. Weil ich erwog, daß meine Leute sich nothwendig zerstreuen mußten, und daß ich zuweilen

nur wenig an Bord hatte, während die Eingebornen mich zahlreich besuchten, und eine Kriegsmacht mich umgab; so hielt ich es für rathsam, die Oeffnungen zwischen den Verdecken in Sicherheit bringen, und zwischen den Masten eine Art von Schlagbaum ziehen zu lassen, wobey ich noch einige Drehbassen auf Räder bringen ließ. Auch ward auf dem Verdecke immer Wache gehalten, und es wurden noch einige andere Maaßregeln ergriffen, um mich gegen einen Ueberfall zu schützen."

„Nach wenig Tagen begab ich mich wieder ans Ufer; und weil ich sahe, daß meine Leute nur langsam genasen, so bath ich den Gouverneur um Erlaubniß, ihren Aufenthalt verlängern zu dürfen. Dieß gestand er mir ohne alle Weigerung zu; zugleich bath er mich aber, mich so schnell als möglich nach Achen zu begeben, um die Bewilligung des Königes zur Gründung einer Factorey zu erhalten. Er äußerte ferner den Wunsch, daß ich meinen Verdacht wegen der Eingebornen fahren lassen möchte, indem er mir versicherte, daß sie mir gewiß keinen Schaden zufügen würden, und daß mithin meine Befestigungen am Bord ganz unnütz wären. Auf diese letzte Erinnerung erwiederte ich, das Zutrauen, welches ich dadurch in sie setzte, daß ich funfzig Mann in ihren Händen ließe, und oftmahls selbst ans Ufer käme, ohne irgend eine Besorgniß zu verrathen, sey ein hinlänglicher Beweiß meiner günstigen Gesinnungen. Der Endzweck der Barriere auf meinem Schiffe sey lediglich der, Fremde zu verhindern, daß sie nicht in meine Cajüte eindrängen, und damit ich im Stande sey, vornehme Personen, die mich mit einem Besuche beehrten, von denen gehörig zu unterscheiden, welche sich wegen geringfügiger Ge-

schäfte einstellten. Ich fügte hinzu, ich hätte gehört, daß zwey holländische Schiffe bald erwartet würden; und auch deßwegen sey einige Vorsicht nöthig. Der Gouverneur bemerkte jetzt, daß ich allerdings mehr Ursache hätte, gegen die Holländer als gegen die Eingebornen mißtrauisch zu seyn; wenn ich es indeß haben wolle, so werde er den Eingebornen verbiethen, an Bord zu gehen. Allein dieß wollte ich schlechterdings nicht haben, indem ich ihm versicherte, daß sie jederzeit willkommen wären."

„Das innere Land von Ticow ist bergicht; aber nach der Küste zu ist es eben und waldig, und wird durch verschiedene kleine Flüsse gewässert. Hier und da erblickte man treffliche Wiesen, voller Büffel und Ochsen, die außerordentlich wohlfeil sind. Der Boden erzeugt Reis, und mancherley Früchte; aber der Hauptreichthum des Landes besteht in seinem Pfeffer, welcher ungemein geschätzt wird."

„Die Stadt Ticow ist schlecht, denn sie besteht nur aus ungefähr achthundert Häusern, die aus Schilfrohr gebaut, und weder fest noch bequem sind. Indessen ist das Land volkreich, und hat einen Ueberfluß an Lebensmitteln."

„Der König von Ticow ist dem Könige von Achen unterthan, welcher alle drey Jahre einen neuen Gouverneur daselbst anstellt; und ohne Genehmigung desselben kann der Beherrscher dieses Landes wenig bedeutendes unternehmen. Die Bewohner der Stadt sind Malayen, und ihre Sprache wird längs der Küste gesprochen. Allein die innern Theile des Landes finden sich noch im Besitze der ursprünglichen Einwohner, welche den König von Achen nicht als Herrn anerkennen, und

ihren eigenen Beherrscher, so wie eine besondere Sprache haben. Diese sind Heiden. Sie besitzen reiche Goldminen, die sie aber nicht zu bearbeiten verstehen; sie begnügen sich daher, die Goldtheilchen zu sammeln, welche die aus den Bergen sich ergießenden Wasser in Gräben absetzen."

„Die Malayen sind Mahomedaner, und so gewissenlos und grausam, daß man selbst in den Stunden des Schlafes vor Nachstellungen nicht sicher ist. Vom Julius bis zum October ist die Luft sehr ungesund; und die Einwohner leiden alsdann an Fiebern, die sich selten heilen lassen. Indessen reitzt die Güte und Menge des Pfeffers die Europäer, sich hierher zu begeben. Weil mir die Erlaubniß des Königs von Achen fehlte, konnte ich weder Waaren verkaufen, noch Pfeffer einhandeln, außer ungefähr acht tausend Pfund, welche mir von Priaman zur Nachtzeit gebracht wurden."

„Am ersten Januar 1621, nachdem unsere Patienten genasen, und alles in Ordnung gebracht war, ließ ich die Anker lichten, und nach Achen zu steuern. Ich langte daselbst am dreyzehnten Februar an, und ging nahe bey einem englischen Schiffe von sechs hundert Tonnen vor Anker. Unmittelbar darauf näherte sich mir vom Ufer ein Boot mit einigen königlichen Offizieren, welche einen Dolch mit goldenen Griff und Scheide, den Kennzeichen des königlichen Dienstes, trugen. Nach einem tiefen Stillschweigen hieß mich der königliche Bothe im Nahmen Seiner Majestät willkommen, und lud mich an das Ufer ein. Ich machte mich daher bereit, ihn dahin zu begleiten; doch ehe ich das Schiff verlassen konnte, fand ich es nöthig, dem Offizier eine Abgabe zu entrichten, und

unter seine vornehmsten Begleiter einige Geschenke zu vertheilen."

„Als ich gelandet war, lud mich der Capitain des englischen Schiffes mit vieler Artigkeit zum Mittagessen ein, und both mir sein Haus zur Wohnung an. Ich nahm seine Einladung an, und ward sehr gut empfangen. Der Engländer beklagte sich gegen mich sehr, daß der König für seinen Pfeffer einen ungeheuern Preiß, fast doppelt so viel, als sein wahrer Werth betrage, verlange. Weil ich fand, daß ich an diesem Tage beym Könige nicht zur Audienz kommen konnte, wiewohl der obgedachte Offizier zweymahl an mich abgeschickt ward, um einen Smaragd zu verlangen, den ich am Finger trug, so kehrte ich in mein Schiff zurück."

„Am Tage darauf machte ich die Geschenke zurecht, welche ich für den König bestimmte. Da ich seine Gunst, so viel mir immer möglich wäre, zu gewinnen suchte, so nahm ich ein Schreiben, welches ich aufgesetzt hatte, überschrieb es an den Durchlauchtigsten König von Achen, und besiegelte es mit dem französischen Wappen. Damit mein Geschenk aber auch der Person nicht unwürdig seyn möchte, in deren Nahmen ich es darbringen wollte, so wählte ich dazu folgende Artikel: die vollständige Rüstung eines Reiters von gestochener Arbeit und vergoldet; einen deutschen Säbel mit einem schön gearbeiteten und vergoldeten Gefäße, nebst einer Pistole; sechs Musketen, deren Lauf zum Theil von gestochener Arbeit und zum Theil vergoldet, der Kolben aber mit Perlmutter reich ausgelegt war; zwey Pickenköpfe emaillirt und vergoldet; einen sehr großen Spie-

gel; zwey Flaschen, treffliches Rosenwasser, und zwey Stücke carmoisinrothen gewässerten Kamelot."

„Der Capitain eines Schiffes von Surate, welcher diese Sachen sahe, bemerkte, ein Geschenk von solcher Wichtigkeit gehöre eher für den Groß-Mogul, seinen Gebiether, als für den König von Achen. Auf der andern Seite gaben mir einige von den Offizieren des Königes zu verstehen, daß es ihnen nicht wichtig genug für ihren Fürsten scheine, welcher ein großer Souverain sey, und in Indien nur wenig seines gleichen habe. Ich erwiederte darauf, daß ich die Macht Seiner achenesischen Majestät gar wohl kenne, zugleich aber auch den Werth des Geschenkes zu schätzen wisse, welches nicht von einer Privatperson, sondern von einem großen und mächtigen Fürsten herrühre, und von jedem Potentaten wohl verdiene angenommen zu werden."

„Am Morgen ward ich nun von dem Sabandar und von vier der obersten Orankays zu einer Audienz des Königes auf folgende Weise geführt. Auf einem großen Elephanten saß einer der vornehmsten Orankays in einem bedeckten Sitze, welcher mir eine geräumige silberne, mit einem seidenen goldgestickten Zeuge bedeckte Schüssel schickte, in die ich den Brief legte, und sie dann an ihn zurücksendete. Auf seinen Befehl brachte man mich nebst dem Sabandar und noch zwey Personen auf einen andern Elephanten. Der Zug begann mit sechs Trompetern, sechs Trommelschlägern und eben so viel Hautboisten, welche zu spielen fortfuhren, bis wir am Pallaste ankamen. Auf sie folgten vierzehn Personen, deren jede ein Stück von meinem Geschenke, unter einer Bedeckung von gelbem Zeuge trug; eine Sitte, die immer beobachtet wird,

so oft man dem Könige etwas verehren will. Nach ihnen kamen zwey Orankays auf arabischen Pferden, unmittelbar vor dem Elephanten, welcher das Schreiben trug; und dann folgte der Elephant, auf welchem ich saß. Den Zug schlossen drey Sabandars und alle Offiziere der Albandobue zu Fuß."

„An dem äußersten Thore des Schlosses stiegen wir ab, und unmittelbar mußten sich alle zu Fuß entfernen. Nachdem ich noch durch zwey andere Thore gegangen war, befahl man mir die Schuhe auszuziehen; eine Ceremonie, ohne welche Niemand vor den König gelassen wird. Einige Zeit darauf ward das königliche Ortband gebracht, und mir eingehändigt; ich erhob es über meinen Kopf, und gab es darauf zurück. Man befahl mir sodann zu folgen, indem ich nur von einem Sabandar, und einem Orankay begleitet ward."

„Nachdem ich eine kurze Zeit an der Thüre des königlichen Zimmers, die mit silbernen Platten bedeckt war, gewartet hatte, kam ein Verschnittener heraus, und meldete mir, der König befinde sich zwar gar nicht wohl, da ich indessen so weit hergekommen sey, so wolle er mich vor den Fürsten führen. Ich ward nun durch zwey Höflinge in das Zimmer geführt, wo ich mich nach der Sitte des Landes mit kreuzweise überschlagenen Beinen auf einen türkischen Teppich niederlassen mußte. Nachdem sich meine Führer zurückgezogen hatten, begrüßte ich den König auf die übliche Weise, indem ich meine Hände zusammenlegte, sie dann bis an die Stirne erhob, und diese zu gleicher Zeit neigte. Die achenesische Etikette fordert nicht, daß man das Haupt entblöße; da ich aber einmahl gewohnt bin, vor meinen

Obern mit bloßem Haupte zu erscheinen, so nahm ich den Hut von freyen Stücken ab."

„Der König saß auf einem erhabenen Sitze, und meldete mir durch den Sabandar, daß er dem Könige von Frankreich unendlich für sein Geschenk verpflichtet sey, welches er höher als zehn Bahars Gold schätze. Er öffnete hierauf den Brief, und befahl den Sabandar, der etwas Portugiesisch verstand, ihn zu lesen. Allein seine Kenntniß dieser Sprache war so mangelhaft, und der Styl des Briefes selbst wich von dem orientalischen so sehr ab, daß er gleich bey dem ersten Worte, Durchlauchtigst, anstieß. Um ihn und mich selbst aus der Verlegenheit zu bringen, hatte ich den glücklichen Einfall, dasselbe durch Theurer Bruder zu erklären. Seine Majestät war damit vollkommen zufrieden; und er bemerkte, daß dieß bey christlichen Fürsten die gewöhnliche Art sey, sich in Briefen anzureden. Weil ich fand, daß ich den Inhalt des Briefes dem Sabandar nicht ganz verständlich machen konnte, so wiederhohlte ich das Wesentliche desselben kürzlich selbst: Nähmlich Seine allerchristliche Majestät ersuche den großmächtigen König von Achen, ihm freyen und unbeschwerten Handel in seinen Landen zu bewilligen; wofür der König von Frankreich verspreche, die achenesischen Unterthanen auf gleiche Weise zu beschützen, wenn sie sein Königreich zu besuchen geneigt seyn sollten. Der König von Frankreich wünsche nichts mehr, als daß der Handelsverkehr zwischen seinen Unterthanen und denen von Achen ihn mit einem so großen Fürsten in nähere Verhältnisse bringen möge; und daß er ihm ein Geschenk mit Waffen gemacht habe, in deren Verfertigung seine Unter-

thanen einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hatten."

„Nachdem ich zu sprechen aufgehört hatte, ließ mir der König durch den Sabandar sagen, ich sey in seinem Gebiethe sicher und willkommen; was den Handel anlange, so seyen die Holländer und Engländer gewohnt, Pfeffer in seinem Reiche wohlfeil einzukaufen; weil aber diese Nationen voller Undank den König von Bantam mit Krieg überzogen hätten, der sie doch vorher freundschaftlich aufgenommen habe, so habe er aus Furcht, daß es ihm nicht besser gehen möchte, alle Pfefferpflanzen umhauen lassen. Dadurch nun sey der Preiß dieses Artikels ansehnlich gestiegen; und er sey gar nicht geneigt, sich mit jenen Nationen auf irgend eine Weise einzulassen."

„Ich versetzte, der Uebermuth der Holländer, welche sich anmaßten, Könige, von denen sie freundschaftlich aufgenommen worden, vom Throne zu stoßen, werde das Gefühl der Franzosen empören. Ich sey erstaunt, wie ein Volk, das nichts als freyen Handel verlange, und das der König von Frankreich lange Zeit gegen die Spanier in Schutz genommen habe, seine Verbindlichkeiten gegen unsere Nation vergessen, und sich beykommen lassen könne, ihr in diesem Theile der Erde Schaden zuzufügen. Ich setzte hinzu, daß ich keinen Auftrag habe, irgend eine Gewalt zu brauchen, oder Fortifikationen zu errichten, sondern nur in der Absicht gekommen sey, unter billigen Bedingungen Handel zu treiben."

„Der König gab jetzt Befehl, daß für mich etwas Salat auf einem goldenen Teller gebracht werden sollte; und zugleich hohlte man in einem silbernen Gefäße einen Anzug aus der königlichen

Garderobe, welchen ich selbst anlegen sollte. Ich begab mich deßhalb in ein anstoßendes Zimmer, um die neue Kleidung anzuziehen. Dann kehrte ich zu dem Könige zurück, welcher jetzt äußerte, die Waffen, welche ihm der König von Frankreich geschickt habe, würden ihn bey der Belagerung von Malacca sehr gute Dienste leisten; die er jetzt vorhabe; und er werde es gern sehen, wenn ich ihn dahin begleiten wollte. Ich versetzte, daß ich mich höchst glücklich schätzen würde, wenn ich ihm irgend einen Dienst zu leisten im Stande wäre."

„Er fragte mich hierauf über das Alter und die Macht des Königes, meines Herrn; und als ich seiner Majestät meldete, daß der König von Frankreich mit aller Welt, und insbesondere mit dem Großherrn in Frieden lebe, sagte er, er wolle in eine enge Allianz mit ihm treten."

„So endigte sich die erste Audienz — ich bestieg wieder einen Elephanten, und ward in meine Wohnung zurückgeführt."

„Drey Tage darauf ward ich zu einer Conferenz mit dem Könige eingeladen. Der Fürst zeigte mir die zwey Pickenköpfe, die ursprünglich emaillirt gewesen waren; weil sie aber der König zugleich mit Schnitzwerk verziert und vergoldet haben wollte, so hatte er sie seinem Goldschmiede eingehändigt, welcher sie ins Feuer brachte, und dadurch die Farbe des Emails zerstörte. Der König wollte nun wissen, ob der Schaden durch einen von meinen Leuten wieder gut gemacht werden könnte; als ich ihm aber sagte, daß dieß unmöglich sey, gab er dem barbarischen Befehl, dem Unglücklichen, welcher den Schaden angerichtet hatte, die Hände abzuhauen."

„Der König äußerte dann, er habe gehört, daß sich ein Goldschmied am Bord meines Schiffes befinde; er wünschte daher, daß ich für ihn einen großen goldenen Ring, über eine Unze schwer, den er mir auch zugleich einhändigte, emailiren lassen möchte."

„Dieser Prinz hatte Geschmack für die Juwelier- und Goldschmiedekunst, und beschäftigte nicht weniger als dreyhundert Personen in diesen Gewerbzweigen. Er geruhete mir eine große Menge gefaßter und ungefaßter Edelsteine zu zeigen: ferner verschiedene Halsbänder und Ketten von großen Smaragden; Kleider, die mit Juwelen gestickt waren; Gefäße von Gold, mit Edelsteinen geschmückt; Schwerter, Säbel und Dolche mit eben so reichen Gefäßen und Scheiden; und eine ungeheure Menge Häftel. Um die Pracht seiner Sammlung noch mehr zu erhöhen, gab er mir zu verstehen, daß sechs Tage nicht hinreichen würden, wenn er mir alles zeigen wollte."

„Das seine Majestät mit diesen Artikeln prahlte, zeigte sich sehr deutlich; denn ob er gleich einige Juwelen von unbezweifeltem und außerordentlichen Werthe besaß, so war doch seine Sammlung, im Ganzen genommen, mehr zur Schau berechnet, als das sie sich durch innern Gehalt eben so vortheilhaft ausgezeichnet hätte."

„Von den Diamanten mochten einige wenige fünfzehn bis zwanzig Karat jeder wiegen. Auch bemerkte ich zwey sehr große Rubine, und einen bey der Eroberung von Peca erhaltenen Smaragd, welcher einer der schönsten Steine war, die mir jemahls vorgekommen sind. Nachdem ich den König verlassen hatte, ließ ich den Goldschmied zu arbeiten anfangen, war aber dabey sehr mißvergnügt, daß

wir einen an Bord hatten, weil ich besorgte, daß wenn seine Arbeiten bey dem Könige Beyfall finden sollten, wir seinetwegen aufgehalten werden möchten."

„Am neunzehnten hatte ich die Ehre, zur königlichen Tafel gezogen zu werden. Als ich im Palaste anlangte, wurde ich in einen viereckigen Saal geführt, dessen Fußboden mit einem türkischen Teppiche bedeckt war; auf welchen ich mich niederließ. Man setzte mir Salat in einer großen goldnen Schüssel vor, deren Deckel mit Smaragden geziert war. Nachdem ich davon gegessen hatte, that der Monarch an mich einige Fragen über die Größe und Macht der christlichen Regenten."

„Darauf traten dreyßig Weiber auf, deren jede eine große silberne Schüssel brachte, die mit einem seidnen Zeuge, mit Gold und Juwelen gestickt, und auf den Boden herbhängend, bedeckt war. Nachdem die Schüsseln aufgedeckt worden, fanden sich in jeder sechs goldene Teller, mit Fleisch, Pasteten und trocknen Confituren gefüllt. In einem Augenblicke sahe ich mich mit goldenen Tellern umgeben; und unter den übrigen Gerichten fanden sich auch zwey Teller aus Tombak, das im Morgenlande ungemein geschätzt wird. Der König verlangte, daß ich vom Gerichte darin essen sollte, es war eine besondere Zubereitung von Reis, und ich fand es sehr schmackhaft."

„Hierauf reichte mir ein Verschnittener ein Getränk in einen goldenen Geschirr. Ich trank auf die Besserung der Gesundheit des Königes, und wollte den Becher leeren, fand aber das Getränk so stark und feurig, daß ich absetzen mußte. Der König sagte mir, da ich auf seine Gesundheit getrunket hätte, so müßte ich auch austrinken; und hätte

er auf die Gesundheit des Königs von Frankreich getrunken, so wäre nicht ein Tropfen übrig geblieben, da ich indeß dringend bath, mich mit einem so starken Getränke zu verschonen, so erhielt ich eine schwächere Sorte. Meine Lage mit kreuzweise geschlagenen Beinen wurde mir in kurzer Zeit beschwerlich; und ob man gleich in mich drang zu essen und zu trinken, so ward ich doch bald satt."

„Nachdem die Teller weggenommen worden waren, ersuchte mich der König noch einmahl auf seine Gesundheit zu trinken, was ich denn auch that. Hierauf wurde ein sehr schöner Teppich von goldenem Grunde zwischen mir und dem Monarchen ausgebreitet. Dann trat eine Anzahl Weiber, jede mit einer kleinen Trommel auf, welche sich in eine Reihe stellten, und die Eroberungen des Königes nach dem Schalle ihrer Trommeln sangen. Als dieß vorbey war, kamen zwey Mädchen ganz phantastisch gekleidet, zum Vorschein. An Schönheit übertrafen sie alle, die ich jemahls in einen so heißen Himmelsstriche gesehen hatte, und der Reichthum ihres Anzuges trug dazu bey, ihre persöhnlichen Reize noch zu erhöhen. Sie trugen eine Art Hut, von goldenen, außerordentlich glänzenden Blättchen, mit einer Feder von derselben glänzenden Materie; und dieser Hut saß sehr geschmackvoll auf einer Seite des Kopfes. Ihre Ohren waren mit Gehängen geschmückt, welche die Schultern berührten; und um den Hals hatten sie mehrere goldne Bänder. Ueber die Schultern trugen sie ein Jäckchen von goldnem Zeuge, trefflich gearbeitet, und unter demselben ein Leibchen von demselben Stoffe, mit rother Seide untermischt. Ferner hatten sie einen breiten Gürtel mit Gold besetzt, und unter demselben eine Art von Beinkleidern, die bis an die Kniee gingen,

und von denen einige kleine goldne Glöckchen herabhingen. Die Aerme und die Schenkel waren nackend; aber von der Handwurzel bis an den Ellbogen, und von dem Knöchel bis zur Wade trugen sie eine Menge goldner Bänder, die mit Juwelen geziert waren, eine jede hatte am Gürtel ein Schwert von der kostbarsten Arbeit, und in der Hand einen Fächer, der mit Edelsteinen und kleinen Glöckchen geschmückt war."

„Diese bezaubernden Geschöpfe bezeugten zuvörderst dem Könige ihre Ehrerbiethung, und fingen dann mit einem Knie auf den Fußboden zu tanzen an, indem sie mit dem Körper und den Aermen mancherley Bewegungen machten. Sie tanzten hernach aufgerichtet, und äußerten dabey große Behendigkeit und mannichfache Gesten, die hauptsächlich kriegerische Handlungen nachahmten. Durch Grazie und Gewandheit würden sie gewiß den Beyfall der besten Kenner dieser Kunst erhalten haben. Nachdem sie ihre Geschicklichkeit ohngefähr eine halbe Stunde lang gezeigt hatten, machten sie vor dem Könige ihre Kniebeugungen, wie sie bey ihrem Eintritte gethan hatten, und begaben sich darauf hinweg."

„Es ward nunmehr spät; und der König ließ mich auf meine Bitte fortgehen, nachdem er mir vorher ein Geschenk von zweyhundert Stück der Landesmünze, Masses genannt, jedes ohngefähr einen Livre werth, gemacht hatte. Indem mich der Sabandar nach Hause begleitete, versicherte er mir, daß er niemahls vorher irgend jemanden mit so großer Achtung vom Könige habe behandeln sehen; und ein ganz besonderer Beweis der königlichen Huld sey der Umstand, daß mir vergönnt worden, die königlichen Frauen tanzen zu sehen. Denn ich muß bemerken, daß während des ganzen Gastmahles die

Höflinge ihre Augen verschlossen, indem es für ein Capital-Verbrechen gilt, wenn man die Weiber des Königes ansieht."

„Am neunzehnten Februar kamen ein Orankay und zwey Sabandars in des Königs Nahmen zu mir, und verlangten zwey Schwerter, wovon ich ihm das eine versprochen hatte. Ich schickte dem Fürsten augenblicklich meine zwey Schwerter, bath aber zugleich Seiner Majestät zu melden; da ich deren nicht mehr besäße, und da es in Frankreich nicht gewöhnlich sey, ohne ein Schwert öffentlich zu erscheinen, so hoffte ich, er werde mir eins davon zurückgeben. Dieß geschahe auch, und für das andere erhielt ich einen Dolch."

„Da es niemand wagte, auch nur ein Pfefferkorn eher zu verhandeln, bis der König seinen Vorrath verkauft haben würde, so stellte ich mich zuletzt bey dem Fürsten mit einigen Geschenken in der Absicht ein, damit er mir Erlaubniß geben möchte, mit seinen Unterthanen Handel treiben zu dürfen; welcher, wie ich fand, unter vortheilhaften Bedingungen abgeschlossen werden konnte. Ich traf den König bey einem Hahnenkampfe an, wo er mit seinen Orankays hohe Wetten einging. Als ich hereintrat, beschenkte er mich mit einem Dolche von keinem großen Werthe; aber er war mit dem Spiele so sehr beschäftigt, daß ich es nicht für rathsam hielt, dasselbe durch ein ernstes Geschäft zu stören."

„Bey dieser Gelegenheit sahe ich ein Beyspiel von einem schmutzigen Geiz und seiner Grausamkeit. Einer aus der Gesellschaft nahm einen Hahn von mittlerer Größe, und forderte jeden andern, mit ihm zu kämpfen, heraus. Ein Orankay, welcher einige von den Streithähnen des Königes in der Verpflegung hatte, brachte jetzt einen sehr großen zum

Vorschein, auf welchem der Fürst eine sehr hohe Wette einging, aber sein Geld verlor, dieser Verlust machte seinen Unwillen rege; er mißhandelte den Orankay, und beschuldigte ihn, daß er seine Hähne schlecht füttere, und den dazu bestimmten Reis zu seinem eigenen Gebrauch verwende, oder seinen Liebschaften schenke. Der Orankay entschuldigte sich mit großer Demuth; dessen ungeachtet befahl der geizige und rachsüchtige König die rechte Hand des Orankays abzuhauen, was auch sogleich geschahe."

„Am Tage darauf kam der Sabandar und meldete mir, aus besonderer Huld gegen mich wolle mir der König seinen Pfeffer um acht und vierzig Realen den Bayar ablassen; obgleich Privatpersonen ihn sehr gern für zwey und dreyßig verkauft haben würden. Als ich um Erlaubniß bath, meine Ladung zu Ticow einnehmen zu dürfen, war dieser Stellvertreter seiner Majestät unverschämt genug, mir den Vorschlag zu thun, daß ich ihm viertausend; und dem Könige zwanzigtausend Realen für die zweyjährige Verwilligung einer Factorey zu Ticow zahlen sollte."

„Ich ward zu dem Könige gerufen. Als ich im Pallaste anlangte, fand ich ihn sehr übellaunig. Er gab so eben Befehl, einige seiner Weiber auf die Folter zu bringen; und zu meiner höchsten Betrübniß war ich genöthigt, ein Augenzeuge von den mannigfachen Qualen zu seyn, welche scharfsinnige Grausamkeit zur Tortur dieser armen Geschöpfe drey ganze Stunden hinter einander ersann. Als endlich die Wuth des Ungeheuers gesättigt, obgleich nicht befriedigt war, gab er Befehl, ihnen Hände und Füße abzuhauen, und ihre Körper in den Fluß zu werfen."

„In

„In der verwichenen Nacht hatten sich fünf bis sechs Frauenzimmer in einem Gemache neben dem königlichen befunden. Auf einmahl erhob sich darin ein fürchterliches Geschrey, worüber der König befriedigende Auskunft zu haben wünschte. Anfangs läugneten alle, daß eine Ursache dazu vorhanden gewesen sey; aber zuletzt ward die Dame, welche geschrieen hatte, zu dem Geständnisse gebracht, sie sey von Jemanden in den Schenkel mit einem Dolche gestochen worden, und ihr Schreyen habe dann die Ruhe gestört. Allein in dieser Erzählung stimmten sie nicht vollkommen unter einander überein; indessen fand man den Dolch, und niemand wollte sich als Besitzer dazu bekennen."

„Der König, seiner Grausamkeit sich wohl bewußt, faßte den Verdacht, daß ein Complott gegen sein Leben geschmiedet werde, und zwar auf Veranstaltung seiner eigenen Mutter. Er gerieth auf den Gedanken, daß diese jene Frauenzimmer in Schrecken gesetzt haben möchte, damit ihr Geschrey ihn veranlassen sollte, sich dem Anfalle verborgener Meuchelmörder auszusetzen. Er beschloß daher, wo möglich, ein Geständniß der Wahrheit durch die Tortur zu erpressen; allein seine ganze Bosheit scheiterte an dem heroischen Muthe der Gefolterten. Keine Zuredungen, keine Drohungen, keine Qualen konnten die Unglücklichen bewegen, daß sie das vermuthete Geheimniß verrathen hätten."

„Eine von ihnen, die schon ältlich war, und öfters in Ohnmacht fiel, befahl der König hinzurichten. Hierüber äußerte sie Freude, dankte dem König für die bewiesene Huld, und wünschte ihm ein langes und glückliches Leben von tausend Jahren. Mit einem Worte, sie blieben insgesammt bis auf den letzten Athemzug unerschrocken; und eine

von ihnen hatte sogar den Muth zu erklären, daß sie sich schon seit zehn Jahren nach dem glücklichen Augenblicke gesehnt hätte, der sie von der Tyranney des Königs befreyen würde."

„Als die Hinrichtung vorüber war, fragte mich der König, was ich davon urtheilte. Für mich war der Gegenstand empörend; aber ich sahe mich genöthigt, mein wahres Gefühl zu unterdrücken, und ich erklärte daher, daß ohne Ausübung der Gerechtigkeit kein Reich bestehen könne."

„Um sein Verfahren, wie es schien, zu rechtfertigen, äusserte darauf der König, daß, wenn er die Sache ungeahndet hätte wollen hingehen lassen, sein eigenes Leben nicht weiter sicher gewesen wäre. Seine Orankays seyen schwach genug, ihm den Vorwurf der Grausamkeit zu machen, ohne zu bedenken, daß es ihre eigene Bosheit sey, welche ihnen den göttlichen Zorn zuziehe; denn er selbst sey ja nichts weiter als das Werkzeug ihrer Bestrafung. Ihm verdankten sie den Besitz ihrer Weiber, Kinder, Sclaven und Güter; er schütze ihre Religion, und vertheidige sie gegen die Anfälle benachbarter Mächte. Er fügte hinzu, er werde von seinem Adel darum gehaßt, weil er Gewaltthätigkeiten, Morde und Räubereyen hindere; und man stelle ihm nach, um einen andern auf den Thron zu setzen, der ihren Unthaten mehr nachzusehen geneigt sey."

„Diese Aesserungen begleitete er mit so heftigen Gesten und so ausserordentlicher Leidenschaft, daß die Höflinge sich auf den Boden niederwarfen, und seine Gnade anflehten, ja selbst der ehrwürdige Kadi, ein Mann über achtzig Jahr alt, welcher das seltene Glück genoß, allgemein geliebt zu werden, und sich der edelsten Abkunft rühmen durfte, folgte diesem erniedrigenden Beyspiele."

„Doch die Scene der Grausamkeit war damit noch nicht geschlossen. Ungeachtet alle Kunstgriffe der Peiniger kein Geständniß hatten erpressen können, so ließ doch der unmenschliche Fürst seine Mutter nicht nur gefangen setzen, sondern sogar auf die Tortur bringen: fünf Personen vom höchsten Adel tödtete er, und ermordete noch überdieß seinen eigenen Neffen und zwey von seinen Vettern. Kurz, das Ungeheuer verschonte keinen von der königlichen Familie, mit Ausnahme eines einzigen Sohnes. Nachdem dieser zuvor drey Mahl verbannt worden, fängt er jetzt an, bey ihm mehr in Gunst zu kommen, aber nur darum, weil er eine natürliche Anlage zeigt, selbst noch blutdürstiger als sein Vater zu werden. Der gesammte alte Adel ist ausgerottet; und während ich mich zu Achen aufhielt, verstrich kein Tag ohne eine Hinrichtung."

„Der Geitz dieses Monarchen war nicht minder verabscheuungswürdig als seine Grausamkeit. Keine Vorstellungen noch Geschenke konnten dagegen etwas ausrichten. Ungeachtet ich von ihm die Erlaubniß ausgewirkt hatte, Pfeffer von seinen Unterthanen kaufen zu dürfen, so ward doch die Person, welche zuerst mit mir einen Handel abschloß, auf königlichen Befehl in Fesseln gelegt. Zuletzt fand ich es ganz unmöglich, auch nur ein Pfefferkorn zu erhalten, wenn ich mir nicht gefallen lassen wollte, den Pfeffer vom Könige für den von ihm festgesetzten Preis zu nehmen; und nachdem ich den Handel auf drey hundert Bahars, fast um das doppelte seines wahren Werthes, abgeschlossen hatte, fand ich zu meinem Erstaunen, daß der König noch sieben Procent als Zoll für den Pfeffer verlangte, welchen ich von ihm selbst eingehandelt hatte."

„Ich kontrahirte darauf mit einem Manne, welcher sich durch seine Kenntniß der mahomedanischen Gesetze auszeichnete, und selbst für einen Propheten galt; weil ich aber unter seinem Pfeffer einen schwarzen Sand fand, so beklagte ich mich bey ihm, da er sich denn zu entschuldigen suchte. Zuletzt fand ich, daß er den Peffer mir feucht zuwog. Ob ich mir nun gleich durch eine beym Fürsten angebrachte Klage volle Genugthuung hätte verschaffen können, so wollte ich doch lieber den Schaden leiden, als mit einer für so heilig geachteten Person Streitigkeiten anfangen."

„Der Erpressungen des Tyrannen müde, und mit den Chikanen seiner Unterthanen unzufrieden, beschloß ich abzusegeln. Am sieben und zwanzigsten Junius erhielt ich den Brief an den König von Frankreich. Man brachte ihn in meine Wohnung mit großem Pomp auf einem Elephanten, den einer der obersten Orankays, in Gesellschaft mehrerer vornehmer Offiziere führte. Doch dieser ganze Prunk ging auf meine Unkosten; denn ich sahe mich genöthiget, unter das ganze Gefolge Geschenke auszutheilen. Das Schreiben das sich in einem Beutel von rothem Sammet befand, ward in einem silbernen Geschirre getragen, und war in der achenesischen Sprache, mit goldnen Buchstaben, auf ein sehr glattes Papier geschrieben, welches überdieß noch mit Vergoldungen und Gemählden geschmückt war."

„Wir verließen Achen am vier und zwanzigsten Julius; allein wegen der Windstillen verstrichen vierzehn Tage, ehe wir Pulo Lanchey erreichten. Den Tag nach meiner Ankunft daselbst besuchte mich der Gouverneur, und gab mir zu verstehen, daß er mir nicht gestatten dürfte Handel zu treiben, wenn ich nicht dazu vom Könige von Queda Erlaubniß er-

hielte, welche mir jedoch, wie er glaubte, gewiß nicht verweigert werden würde, wenn ich dem Könige einige Stücke von meinem schweren Geschütze leihen wollte."

„Wenige Tage darauf begab sich der Gouverneur, nachdem er seinen Sohn und einen der angesehensten Männer der Insel als Geißeln zurückgelassen hatte, in Person, von zweyen meiner Offiziere begleitet, zu dem Könige um ihn von meiner Ankunft zu unterrichten. Der König von Queda hatte sich, aus Furcht vor der achenesischen Armee, drey Tagereisen weit aufwärts in das Land zurückgezogen. In kurzer Zeit erhielt ich von d'Espine, den ich als Geißel mitgegeben hatte, einen Brief, worin er mir meldete, es sey nur noch wenig Pfeffer von der letzten Ernte vorräthig, und für die neue Ernte sey ich allzu früh gekommen. Inzwischen traf eine zweyte Nachricht ein, daß der König Befehl ertheilt habe, allen Pfeffer, der sich in seinem Reiche fände, zu sammeln, weil er hoffte, daß ich ihm dafür einige meiner Kanonen geben würde."

„Zufolge dieser Nachricht trug ich d'Espine auf, sich genau zu erkundigen, wie viel Pfeffer ich wohl erwarten könnte. Am neunten September kehrte d'Espine zurück. Er meldete mir, da der König so große Lust zu einigen Stücken von meiner Artillerie habe, so werde er mir weit mehr Pfeffer geben, als ich verlangt hätte, wenn ich die Zeit der Ernte abwarten wollte; oder sey ich geneigt, hier eine Factorey zu errichten, so werde er sie jedes Jahr mit zwey tausend Bahars versorgen, und keine andere Nation hierher handeln lassen. Auch bevollmächtigte mich der König durch einen offenen Brief, ungehindert mit den Einge-

bornen handeln zu dürfen, indem er mir zugleich dreyßig Bahars Pfeffer, seinen ganzen Vorrath, für zwey von meinen Kanonen anboth. Mittlerweile ward mein Zahlmeister zu Perleys zurückgehalten, weil man glaubte, daß ich dahin kommen, und daselbst eine Factorey gründen würde; allein da ich die Schifffahrt dorthin etwas gefährlich fand, so beschloß ich, da wo ich war, zu bleiben, und ich gab zu verstehen, daß, wenn man mir den Mann nicht zurücksendete, ich zuverläßig mit den Geißeln, welche ich an Bord hatte, unter Segel gehen würde."

„Am ersten October kam der Zahlmeister zurück, und ich lieferte nun auch die zwey Geißeln aus. Er meldete mir, der König habe nur zwanzig Bahars Pfeffer vorräthig, und wolle mich für die andern zehn in Realen bezahlen; übrigens sey das Land sehr arm, und der Reis außerordentlich theuer; auch äußerten die Einwohner die größte Besorgniß, von den Achenesern angegriffen zu werden."

„Ob ich mir gleich fest vorgenommen hatte, mein Geschütz nicht wegzugeben, so hielt ich es doch für rathsam, den König mit Versprechungen hinzuhalten, bis wir mit frischem Wasser versehen waren. In dieser Absicht sendete ich den Zahlmeister zurück, und ließ dem Könige sagen, daß ich sehr geneigt sey, einen Handel mit ihm zu schließen, aber mein Schiff nicht nach Perleys bringen könne. Inzwischen sey ich erböthig, eine Kanone an das Ufer zu schaffen, jedoch unter der Bedingung, daß mir die Ablieferung von zwanzig Bahars Pfeffer binnen einer Woche durch zwey Geißeln verbürgt würde. Dieses Anerbiethen war so lockend, daß der König darauf versetzte, es sey gar nicht

nöthig, die Kanone ans Land zu bringen, oder Geißeln zu stellen; denn die bedungene Quantität solle binnen der festgesetzten Zeit unausbleiblich bereit stehen."

„Hätte ich hier bis zum Januar verweilen können, so wäre es mir möglich gewesen, mein Schiff mit Pfeffer halb so wohlfeil, als zu Achen, zu befrachten; allein meine Mannschaft war so schwach und muthlos geworden, daß ich mich genöthiget sahe, auf diese reitzende Aussicht Verzicht zu thun."

„Die Insel Pulo Lanchay, oder die Pfeffer-Insel, liegt fast unter dem sechsten Grade nördlicher Breite, und beträgt im Umfange funfzehn bis zwanzig Meilen. In der Mitte des Landes erheben sich zwey hohe, durch ein enges Thal getrennte Berge; und an dem Fuße derselben fängt eine sich weit erstreckende Ebene an. Diese Ebene erzeugt unglaublich viel Pfeffer; da aber die ganze Insel nicht mehr denn hundert Einwohner enthält, so fehlt viel daran, daß der Anbau auf das äußerste getrieben würde. Abgesehen vom Pfeffer, ist der Boden ungemein geschickt, Früchte, Reis und mancherley Droguen hervorzubringen; auch ist er mit Weiden trefflich versehen, und wird gut bewässert. Auf den Bergen befinden sich Bäume von unglaublicher Höhe und Schönheit. Die Küste an der Seite wird durch verschiedene Bayen und Buchten eingeschnitten; und in der That biethet fast ein jeder Theil der Insel sichern Ankerplatz, und eine Menge Wasser dar. Die Passatwinde beginnen gegen den Anfang des Julius, und hören um das Ende des Octobers auf. Während dieser Periode ist das Klima, wie in solchen Breiten gewöhnlich ist, sehr ungesund. Die Pfefferpflanzen lieben einen fetten Boden; und man pflanzt

sie an den Wurzeln von Bäumen, um welche sie, wie Hopfen, heran kriechen, und sich herum winden. Sie tragen nicht eher als im dritten Jahre, da sie denn, die drey folgenden Jahre über, jede sechs bis sieben Pfund Pfeffer geben. In den nächsten drey Jahren nimmt der Ertrag allmählig ab, und nach andern fünf bis sechs Jahren geben sie gar keinen Pfeffer mehr."

„Während sie noch wachsen, muß der Boden um ihre Wurzeln herum sehr rein gehalten werden. Fangen die Pflanzen zu tragen an, so muß man die Aeste des sie stützenden Baumes beschneiden, damit diese die Sonnenstrahlen nicht auffangen. Haben sich die Fruchtbüschel gebildet, so muß man sie sorgfältig durch Pfähle stützen, und erheben sie sich allzu hoch, so müssen sie beschnitten werden."

„Die Pfefferpflanze zeigt gewöhnlich im April eine weiße Blühte, welche sich im Junius verhülst. Im August ist die Frucht groß und grün, und die Eingebornen bedienen sich ihrer jetzt stark zu Salate, oder man legt sie mit Essig ein. Im Oktober nimmt sie eine rothe Farbe an; diese Röthe verliert sie darauf allmählig, und im December wird sie ganz schwarz, und folglich reif. Indessen ist in einigen Gegenden die Zeit der Fructification und des Reifwerdens verschieden."

„Ist der Pfeffer reif geworden, so werden die Fruchtbüschel abgeschnitten, und zum Trocknen in die Sonne so lange gelegt, bis die Körner sich vom Stiele leicht ablösen. Einige Pfefferkörner bleiben weiß; diese werden zu arzneylichen Zwecken benutzt, und um den doppelten Preiß verkauft. Die Einwohner, welche die parteyische Vorliebe der Europäer für weißen Pfeffer bemerkten, haben die Kunst entdeckt, auch den andern durch Abschälen

weiß zu machen. So beschäftigt der Pfefferbau eine Menge Hände, und die Arbeit ist nicht schwer."

„Am zwölften Oktober steuerte ich wieder nach der Rhede von Achen zu; aber die Ströme trieben mich nach den Boston-Inseln, fünf Meilen weit von jener Rhede, wo ich genöthigt war vor Anker zu gehen, um nicht unter die Klippen zu gerathen. Diese Inseln erzeugen herrliches Schiffbauholz, haben fast überall gute Ankerplätze, und einige auch treffliches Wasser."

„Am Tage darauf erblickten wir Sumatra, und am sieben und zwanzigsten Pulowan, wo ich herumschiffen wollte, um auf der Westseite von Achen vor Anker zu gehen; allein die Seeströme waren so stark, und die Winde so ungünstig, daß ich mich genöthigt sahe, in einer kleinen Bucht anzulegen, wo sich mir ein Fahrzeug mit königlichen Beamten näherte, welche sich nach der Lage des Schiffes, dem Hafen, wohin es segelte, und der Nation, der es angehörte, erkundigte. Wie es schien, hatte mein so langes Kreuzen an der Küste einige Unruhe verbreitet, wiewohl es von meiner Seite nicht mit Willen geschahe."

„Der Abgesandte, welcher mich zu Achen hatte kennen lernen, meldete mir, ein kleines französisches Schiff sey daselbst vor ungefähr acht Tagen angelangt. Als er mich fragte, woher ich käme, sagte ich ihm, nachdem ich von Achen abgefahren sey, hätte ich meinen Lauf nach Bantam zu genommen; weil aber zwey meiner Maste in einem Sturme verloren gegangen, hätte ich, um das Schiff auszubessern, in einer gewissen Insel angelegt. Den Nahmen dieser Insel wollte ich geheim halten, damit nicht Seine achenesische Majestät sich beleidigt fühlen möchte, daß ich ohne

seine Erlaubniß dahin gegangen sey; allein mein Dollmetscher plauderte den Nahmen des Ortes aus, den ich so sorgfältig zu verheimlichen suchte."

„Am nächsten Tage darauf besuchte mich ein Fahrzeug, worin sich ein Eingeborner von Achen fand, der mit mir in freundschaftlichen Verhältnissen gewesen war. Er erzählte mir, daß die Mannschaft des französischen Schiffes auf der Rhede vorgäbe, sie gehöre mir an; und als Geheimniß setzte er hinzu, daß sie von dem Könige, wider ihren Willen, zurückgehalten würde."

„Mittlerweile sendete ich mein langes Boot an das Ufer, um Lebensmittel einzukaufen, hörte aber, daß die Einwohner keine verkaufen wollten. Als Grund ihrer Weigerung führten sie an, daß es ihnen der König verbothen habe, wenn sie nicht seine besondere Erlaubniß dazu erhalten haben würden."

„Da ich schloß, daß das französische Fahrzeug auf der Rhede unser Advisboot seyn müsse, und da ich fürchtete, daß der König es zurückhalten möchte, damit es sich nicht mit mir vereinigen könnte, so lichtete ich die Anker, und richtete meinen Lauf nach Achen; weil aber das Wetter noch immer ungünstig und stürmisch war, so wurde ich in eine Bay in einiger Entfernung von Achen getrieben. Von hier schickte ich einen Mann, den ich losgekauft hatte, als einen Mohren verkleidet, mit einem Briefe an das französische Schiff in der Rhede, indem ich ihm seine Freyheit versprach, wenn er in zwey Tagen zurückkehrte. Da er in der Nacht an das Ufer gesetzt ward, so konnte man annehmen, daß er die vier Meilen entfernte Stadt noch vor Tagesanbruch erreichen würde."

„Am folgenden Tage kam ein großes Schiff

mit englischer Flagge auf uns zu, und schickte zu uns an Bord Hrn. Du Parr, welcher zu meinem andern Schiffe, der Hoffnung, gehörte. Das englische Schiff führte sechs hundert Tonnen und zwey und dreyßig Kanonen; und es fand sich in demselben auch der Capitän der Hoffnung, der sehr krank war. Weil er mich nicht zu Achen fand, so wollte er sich nach Batavia begeben, indem er dort eine Gelegenheit zu finden hoffte, nach Frankreich zurückreisen zu können."

„Du Parr gab mir von der Fahrt des Capitäns Grave folgende Nachricht. Nachdem die Hoffnung sich von mir getrennt hatte, ging sie ungefähr zwanzig Meilen von Ticow vor Anker, und nach diesem Orte sendete der Capitän sein langes Boot. Zwölf Stunden darauf, als dasselbe abgefahren war, steuerte Capitän Grave nach eben dem Hafen zu, um den Oberkommissarius, der sich nicht wohl befand, ans Land zu bringen; weil aber Wind und Seeströme ungünstig waren, so verloren sie nicht nur das lange Boot, sondern auch alle am Bord, den einzigen Capitän und noch fünf Mann ausgenommen, wurden krank. In dieser bejammernswürdigen Lage stießen sie auf ein holländisches Schiff von tausend zweyhundert Tonnen, der Leyden genannt, unter dem Commando von Wilhelm Schouten, an dessen Bord sich Grave begab, um sich Unterstützung zu erbitten. Kaum hatte er aber das holländische Schiff bestiegen, als der Capitän desselben sechzig Mann in zwey langen Booten absendete, um sich der Hoffnung zu bemächtigen, was auch ohne allen Widerstand von Seiten unserer Leute geschahe. Nicht zufrieden, unser Schiff nach Willkühr zu plündern, behandelten die Holländer die Patienten mit barbarischer

Gefühllosigkeit: sie zogen dieselben aus ihren Hängematten, und warfen sie auf das offene Verdeck."

„Der holländische Capitän meldete Herrn Grave, sein Schiff sey eine rechtmäßige Prise, und es werde mir selbst nicht besser ergehen, wenn sie auf mich treffen sollten. Wenig Tage darauf begegneten sie einem andern holländischen Schiffe, welches seine Kranken auf der Insel Nassau landen wollte. Capitän Grave bath nun sehr dringend, daß seine Leute jene begleiten dürften. Die Holländer bewilligten ihm seine Bitte, zeigten aber dabey zugleich eine Grausamkeit, welche die Menschlichkeit entehrte. Die hülflosen Kranken warfen sie, wie Holzscheite, aus dem Schiffe in das Boot; einige zogen sie durch das Wasser mit einem Stricke; und einer verschied unmittelbar zu Folge dieser brutalen Behandlung auf den Klippen, die sich längs dem Gestade hinzogen."

„Mittlerweile sagte der Commissarius des Leydens, welcher die Folgen dieses nicht zu rechtfertigenden Verfahrens erwogen haben mochte, dem Capitän Grave, bey der Einsicht der von der holländischen Regierung erhaltenen Vollmacht habe er so eben gefunden, daß er nicht befugt sey, ein Frankreich gehöriges Schiff zu nehmen; er, Capitän Grave, könne sich daher in sein Schiff zurückbegeben. Grave, welcher seine traurige Lage und seinen hülflosen Zustand erwog, bemerkte mit großer Sanftmuth, daß wir uns alle leicht irren könnten, und bath den Commissarius, ihm einige holländische Matrosen zu erlauben, damit sein Schiff durch sie regiert würde. Man bewilligte ihm dieß, unter der Bedingung, daß Capitän Grave das Geschehene in Vergessenheit begraben, und

darüber eine schriftliche Zusage eigenhändig ausstellen sollte."

„Als dieß geschehen war, wurde die Verstärkung an Bord der Hoffnung geschickt. Aber die holländischen Matrosen, die ihre Stärke und Wichtigkeit fühlten, drohten täglich, den Capitän Grave und seine Leute über Bord zu werfen; und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß sie ihre Drohung in Erfüllung gesetzt haben würden, wären sie nicht durch das mit ihnen segelnde holländische Schiff Horn davon abgehalten worden."

„Einige Zeit darauf begegneten sie drey holländischen Schiffen an der Küste von Sumatra. Weil eines derselben eine Admiral-Flagge führte, so begab sich Capitän Grave an dessen Bord. Kaum war er daselbst angekommen, als die Holländer auf die Hoffnung zu feuern anfingen, um sie zum Streichen zu nöthigen, wozu unsere Leute sich denn auch bequemten."

„Nun fuhr man in Gesellschaft nach Jacatra, wo man im December eintraf. Capitän Grave wartete jetzt dem holländischen Admirale auf, um sich von ihm einige Leute zu erbitten, die ihm sein Schiff nach Bantam führen helfen sollten. Die Holländer verlangten dagegen als Bedingung, daß er sich anheischig machen sollte, nach seiner Ankunft daselbst allen Pfeffer, den Sack zu zwey Realen, aufzukaufen, und zwey Drittel davon unter die holländischen und englischen Schiffe auf jener Rhede zu vertheilen. Der Capitän sahe ein, daß er dieser Zumuthung nicht ausweichen konnte; und er war deßhalb genöthiget, eine Schrift zu unterzeichnen, wodurch er sich verpflichtete, funfzehn tausend Säcke Pfeffer zu kaufen, und in dem obigen Verhältnisse zu vertheilen."

„In diesem Augenblicke langte die Pinnasse, die ich abgeschickt hatte, um den Capitän Grave aufzusuchen, zu Jacatra an; weil aber der Handel bereits geschlossen war, so sahe sich Grave genöthigt, nach Bantam zu steuern. Er erreichte diesen Ort um das Ende des Januars. Der König nahm ihn sehr günstig auf; aber er fand bald, daß er von den Holländern betrogen worden, denn man konnte keinen Pfeffer, den Sack unter vier Realen, bekommen."

„Mittlerweile ließen die Holländer, ganz gegen ihre Stipulationen, bewaffnete Barken auf der Rhede von Bantam auf und nieder fahren, um die Javanesen zu verfolgen, und zogen sich immer an Bord der Hoffnung mit der hinterlistigen Absicht zurück, damit die Einwohner von Bantam glauben sollten, als ob die Franzosen den Todfeinden jener Schutz angedeihen ließen. Allein der König ahnete dieß Betragen nicht stärker, als daß er den Pfeffer bey dem ersten Preis hielt. Capitän Grave beschloß, um diesen Preis einen Handel zu treffen, und nach eingenommener Ladung nach Frankreich zurückzukehren. Nach der getroffenen Uebereinkunft both er einen Theil des eingekauften Pfeffers den Holländern an, die ihn aber um diesen Preis nicht mochten. Die Engländer hingegen nahmen hundert und funfzig Säcke; die sie aber niemahls bezahlten; ein Umstand, welcher den Capitän Grave in nicht geringe Verlegenheit brachte, weil es ihm nun an Geld fehlte, um seinen Verpflichtungen gegen den König Genüge zu leisten."

„Endlich schoß der Commissarius der St. Malo-Compagnie in Bantam tausend fünf hundert Realen vor, damit Grave die Ladung beendigen konnte, und erhielt mein Advisboot die Eremita-

ge, als Unterpfand. Capitän Grave beschloß jetzt, nach Frankreich unter Segel zu gehen; aber drey Schiffe, die neben ihm lagen, nöthigten ihn nach Jacatra zurückzufahren. Er segelte folglich dorthin; und als er daselbst angekommen war, erhielt er Befehl, zwey Drittel des eingekauften Pfeffers auszuladen. Zwar wies er Briefe von des holländischen Präsidenten eigener Hand vor, woraus sich ergab, daß die Holländer den angebothenen Kauf nicht angenommen hatten; aber dessen ungeachtet ward Grave am Ufer verhaftet, und sein Schiff mit holländischen Fahrzeugen umgeben; und die Holländer fingen selbst an den Pfeffer auszuladen."

„Capitän Grave protestirte gegen dieß Verfahren, und erklärte, daß die Holländer für allen Schaden, der ihm zugefügt würde, verantwortlich seyen. Bald darauf sahe man eine Proa, unter dem Schutze einer sehr finstern Nacht, von der holländischen Station herankommen. Sie begab sich an den Stern der Hoffnung, wo sie einige Zeit lang verweilte. Als sie dann wieder abfuhr, schrie einer von den Leuten in malayischer Sprache, daß das Schiff in Feuer stehe. Unmittelbar darauf gingen die holländischen Schiffe unter Segel, zum deutlichen Beweise, daß sie von der Sache wußten. Weil die Franzosen fanden, daß das Feuer schon zu sehr überhand genommen hatte, um gelöscht werden zu können, so zogen sie sich in ihr langes Boot zurück. Am Morgen darauf sendete der Capitän einige Proas ab, um, wo möglich, noch etwas am Bord zu retten; aber die Holländer ließen dieselben nicht an das Schiff herankommen, löschten die Flammen selbst, nahmen allen Pfeffer und die Artillerie heraus, und

verkauften den Körper unter Trommelschlag an den Meistbiethenden."

„Nach dieser unglücklichen Katastrophe, welche alle Hoffnungen des Capitäns Grave vernichtete, schiffte er sich, weil er hörte, daß ich zu Achen sey, nach dieser Stadt in einer Pinnasse ein, die er von dem französischen Commissarius zu Bantam erhielt, während seine Leute in einer Barke nachfolgten. Sobald er daselbst anlangte, wurden Barke und Mannschaft auf Befehl des Königs von Achen angehalten. Capitän Grave, der mich dort nicht fand, und zugleich krank ward, benutzte, wie schon gedacht worden, die Gelegenheit, in dem englischen Schiffe nach Batavia abzufahren."

„Diese melancholische Nachricht betrübte mich sehr. Unmittelbar schickte ich ein Boot an Capitän Grave ab, nahm ihn zu mir an Bord, und steuerte nach der Rhede von Achen, mit dem festen Entschlusse, meine Leute durch Gewalt zu befreyen, wenn sich durch Güte nichts ausrichten lassen sollte."

„Sobald wir daselbst anlangten, sendete der König einen Verschnittenen an Bord zu mir, und ließ mich durch denselben bewillkommen, und ersuchen, daß ich landen möchte. Ich erwiederte auf diese Einladung, daß ich mich nicht an das Ufer wagen könne, da Seine Majestät meine Leute wie Räuber verhaftet, und sich der elenden Ueberreste eines verbrannten Schiffes bemächtigt habe, was seinen Aeußerungen von Achtung gegen den König von Frankreich sowohl als gegen mich schnurstracks entgegen laufe. Der Verschnittene versetzte zur Entschuldigung seines Herrn, man habe meine Leute für Portugiesen gehalten, welche die achenesischen Küsten geplündert hätten; sobald aber der König die Wahrheit erfahren, habe er die Leute in Frey-

heit

heit gesetzt, und ihnen ihr Geld zurückstellen lassen. Ich erinnerte, die Franzosen seyen leicht von den Portugiesen zu unterscheiden; auch sey mir hinterbracht worden, daß der König noch zwey tausend fünfhundert Realen an Werth von unsern Gütern in Beschlag habe. Der Verschnittene äusserte, der König sein Herr, werde unstreitig alles zurück geben; aber ich blieb dabey, daß ich nicht eher landen würde, bis alle meine Leute sich bey mir an Bord fänden; dann erst wolle ich Seiner Majestät aufwarten."

„Man verlangte jetzt von mir verschiedene Abgaben, die sich sehr hoch beliefen; da ich aber nicht gekommen war, um Handel zu treiben, so gab ich zur Antwort, daß ich keinen Heller entrichten würde. Bald darauf kam der königliche Bothe mit allen meinen Leuten zurück; und nun erst machte ich, wie ich versprochen hatte, dem Könige meine Aufwartung. Mit großer Verstellungskunst beklagte er sich, daß ich nicht früher zu ihm gekommen sey; zugleich sagte er, die Holländer und Engländer hätten uns als Seeräuber geschildert; sobald er aber erfahren, daß die Leute mir angehörten, habe er sie auf freyen Fuß gesetzt. Er fügte hinzu, er besorge, der König in Frankreich möchte es übel aufgenommen haben, wenn er dessen Unterthanen in die Hände ihrer Todfeinde, der Holländer, überliefert hätte; und er habe daher nur auf die Ankunft eines französischen Schiffes warten wollen, um sie auf demselben nach Hause schicken zu können. Als ich ihm nach diesen scheinbaren Versicherungen seines Wohlwollens dankte, daß er die Leute an Bord meines Schiffes gesendet habe, erinnerte er kalt, daß sie nur als Gäste dahin gekommen wären; denn als Schiffbrüchige gehörten sie allerdings ihm

an, in dessen Hafen sie sich begeben hätten. Wahrscheinlich brauchte er dieß als eine Ausflucht, damit ich nicht zurückfordern sollte, was er noch von unsern Gütern in Beschlag hatte."

„Ich machte noch einen neuen Versuch, um die Handelsfreyheit zu Ticow zu erlangen; und um diesen Zweck zu erreichen, both ich dem Orankay, um ihn für meine Absichten zu gewinnen, einen Diamanten an. Er sagte mir, daß ich dem Könige, einen großen Liebhaber von Juwelen, einen recht schönen verehren müßte, und daß er dann wohl dem Antrage nicht abgeneigt seyn dürfte. Ich zeigte jetzt dem Orankay einen Diamanten von zwölf Gran, dem ich für den König bestimmte, und einen zweyten von fünf Gran für ihn selbst. Am Tage darauf kehrte er zu mir zurück, und sagte mir, da die Engländer neulich dem Könige einige große Diamanten geschenkt hätten, so setze er auf den meinigen nur wenig Werth; wollte ich also meine Absicht erreichen, so müßte ich einen von ausserordentlicher Schönheit zu bekommen suchen. Dem zu Folge kaufte ich zwey Diamanten von einem Portugiesen, welcher vor kurzem von Masulipatam zurückgekehrt war. Einer derselben kostete mich fünf hundert und funfzig, der andere hundert und zwanzig Realen. Jetzt schickte ich meinen Dollmetscher an den König ab, und ließ ihm sagen, daß ich einige Juwelen hätte, die ich ihm zu zeigen wünschte. Er bewunderte den größern, und erkundigte sich nach seinem Preise. Ich sagte, er stände ihm zu Befehl, wenn er mir Erlaubniß geben wollte, drey hundert Bahars Pfeffer zu Ticow einnehmen zu dürfen. Er sprach dann viel von den großen Anerbiethungen, welche ihm die Holländer wegen desselben Privilegiums gemacht hätten; wenn ich ihm indessen noch einen Diamanten von demsel-

den Werthe geben wollte, so sollte ich mich zwanzig Tage zu Ticow aufhalten dürfen. Dieses, sagte ich ihm, sey mir unmöglich. Er forderte dann an Statt des Diamanten eine Kanone; und ob ich gleich sehr abgeneigt war, diese Forderung einzugehen, so willigte ich doch zuletzt ein, da ich es unmöglich fand, mein Ziel ohne dieß Opfer zu erreichen.

„Der König befahl dann einen Orankay, mir den Freyheitsbrief auszufertigen; aber ich entdeckte bald, daß neue Kunstgriffe gebraucht, und neue Aufforderungen gemacht wurden, um mehr Diamanten von mir zu erpressen. Nach mancherley Zögerungen, und nachdem ich noch verschiedene Geschenke hatte geben müssen, erhielt ich endlich von des Königs eigener Hand eine Vollmacht, kraft welcher ich zwanzig Tage lang zu Ticow Handel treiben durfte."

„Wir langten bey Ticow am letzten Tages des Jahres an. Den ersten Januar 1622 stieg ich ans Land; und nachdem ich meinen Freyheitsbrief gezeigt hatte, fand ich keine Schwierigkeit, vier hundert Bahars Pfeffer einzuhandeln. Mit Einschluß aller directen und zufälligen Kosten kam doch der Bahar nicht über fünf und zwanzig Realen zu stehen."

„Die Insel Sumatra erstreckt sich von dem Vorgebirge von Achen bis an die Meerenge von Sunda, und beträgt gegen sechshundert und zwanzig Meilen in der Länge, und in der Breite meistens zwey hundert und zehn Meilen."

„Die Küsten sind größtentheils niedrig; aber landeinwärts gibt es viele hohe Berge. Die Thäler erzeugen viel Reis und Früchte, und enthalten gute und viele Waiden. Flüsse von großer Breite und Tiefe, kleinere Ströme und Quellen durchschneiden und zieren die meisten Theile der Insel. Da die

Linie durch Sumatra hindurch geht, so kann man leicht denken, daß das dasige Klima heiß seyn muß; und während der Regenzeit ist es auch ungesund, besonders für Fremde, welche häufig durch pestilentialische Fieber, in zwey bis drey Tagen hingerafft werden. Kommt man auch mit dem Leben davon, so endigt sich dennoch die Krankheit nicht selten mit hartnäckigen Geschwülsten und wassersüchtigen Zufällen."

„Die Einwohner nähren sich vorzüglich von Reis und Cocosnüssen. Ein immerwährendes Grün schmückt diese Insel, und in dem Umkreise eines Jahres gibt es nicht einen einzigen Monath, welcher nicht reife Früchte hervorbrächte. Büffel finden sich hier in großer Menge, und man bedient sich ihrer zum Ackerbau, so wie auch zum Ziehen. Die Race der Pferde ist klein; und die dasigen Schafe werden nicht sonderlich geschätzt. Außer den Hausthieren findet man noch wilde Elephanten, Tieger, Affen und viele andere Thierarten. Federvieh und Vögel sind zahlreich."

„Der beste Theil von Sumatra ist dem Könige von Achen unterworfen; derjenige Theil der Küste, welcher Sunda gegenüber liegt, erkennt die Herrschaft des Königes von Bantam. Die Bewohner der Distrikte an den Seeküsten sind Malayen; hingegen in den innern Theilen findet sich eine Race ursprünglicher Einwohner, welche eine eigene Sprache reden, und verschiedene kleine Gesellschaften unter besondern Fürsten bilden. Einer derselben ist Besitzer der Goldminen, und mithin durch seine größern Reichthümer im Stande, etwas mehr Staat als die übrigen zu machen."

„Einige Distrikte in Sumatra sind an Pfeffer ausserordentlich fruchtbar, und verschiedene euro-

päische Nationen haben daselbst Faktoreyen, vornähmlich in der Absicht errichtet, um diesen schätzbaren Handelsartikel einzusammeln."

„Die Besitzungen des Königes von Achen, so weitläufig sie auch sind, werden doch nur schlecht angebauet, und ihre Erzeugnisse reichen kaum zum nothwendigen Bedarf der Einwohner hin. Ehemahls wuchs weit mehr Pfeffer als jetzt. Wenig Meilen weit von Achen ist ein Schwefelberg, welcher eines der Hauptmateriale zur Schießpulverfabrik für den Osten liefert. In der Nähe von Dely findet sich eine Quelle von Oehl, welches, wie man sagt, sich nicht auslöschen läßt, wenn es einmahl angezündet worden. Mit diesem Oehle verbrannte der König von Achen zwey portugiesische Gallionen nahe bey Malacca. Es würde wenig Interesse für den Leser haben, wenn ich alle Umstände genau angeben wollte, wodurch sich ein Distritt oder eine Provinz in Sumatra von einer andern unterscheidet; ich erinnere bloß im Allgemeinen, daß, je weiter ein Ort von dem tyrannischen Hofe zu Achen entfernt liegt, derselbe auch um so wohlhabender, volkreicher und fruchtbarer ist."

„Die Einwohner von Achen sind die lasterhaftesten auf der ganzen Küste. Sie sind stolz, neidisch und treulos; übermüthig gegen ihre Nachbarn, so wie gegen andere Nationen. An Kleidung wenden sie viel; aber die Tyranney des Königes hindert sie, auch durch prächtige Häuser und reiche Equipagen ihren Luxus zu befriedigen. Sie scheinen in den Wissenschaften nicht ganz unerfahren zu seyn, und Geschmack für die Dichtkunst zu haben. Sie sind gute Mechaniker, und arbeiten in Eisen und Holz mit derselben Leichtigkeit, wie Europäer."

„Seitdem der gegenwärtige König den Thron von Achen bestiegen hat, besitzen die Achenesen den Ruhm, die besten Soldaten und Ingenieure Ostindiens zu seyn. Ihre Kriegsthaten zu Queda und Dely zeigen, wie weit sie es in der Taktik gebracht haben."

„Mäßigkeit ist unter ihnen so allgemein, daß sie sogar nicht einmahl für eine Tugend geachtet wird. Reis, Fische und Kräuter sind ihre hauptsächlichsten Nahrungsmittel. Fleisch und Geflügel werden, selbst unter den Großen, mit großer Sparsamkeit genossen. Es ist eine gewöhnliche Bemerkung bey ihnen, daß, wenn sie nur zwey tausend Christen in ihrem Lande hätten, in kurzer Zeit ein Mangel an Rindvieh und Geflügel eintreten müßte."

„Unter dem äußern Scheine, strenge Mahomedaner zu seyn, sind sie die vollendetsten Heuchler. Wenn sie nur muthmaßen, daß ihnen Jemand nicht wohl will, so suchen sie ihn durch falsche Anklagen zu Grunde zu richten. Mit einem Worte, selbst bey den nächsten Anverwandten ist es etwas sehr gewöhnliches, sich einander bey dem Könige anzuklagen; und macht man ihnen den Vorwurf der Unmenschlichkeit und des Mangels an Nächstenliebe, so versetzen sie, daß Gott weit entfernt, der König von Achen aber in der Nähe sey. Heyrath und Konkubinat richten sich nach dem mahomedanischen Gesetze. Ihre Weiber leben eingezogen; hingegen die Sclavinnen und Konkubinen dürfen ausgehen, wodurch ihre Lage angenehmer als die der erstern wird. Mann und Frau können übrigens zu jeder Zeit, bey gegenseitiger Einwilligung, sich von einander scheiden."

„Obgleich der Wucher zu Achen verbothen ist, so ist es doch den Achenesen erlaubt, Geld ohne

Unterpfand zu zwölf Procent zu borgen. Verweigert der Schuldner die Rückzahlung, so wird er vor einen Gerichtshof vorgeladen; und will er sich nach einem zweyten Vorstande noch nicht fügen, so läßt der Richter seine Hände hinter den Rücken binden, und in dieser Lage muß er so lange bleiben, bis er seinen Gläubiger befriedigt hat. Sollte es sich aber zeigen, daß er die Zahlung zu leisten gänzlich unvermögend ist, so wird er dem Gläubiger als Sclave übergeben; und man bekümmert sich nicht um die Art, wie derselbe mit ihm verfährt, er müßte denn durch ihn gar ums Leben gebracht werden."

„Dieses Tribunal hält jeden Morgen Sitzung, ausgenommen am Freytage, und einer der vornehmsten Orankays ist darin Präsident. Auch giebt es ein Criminalgericht, in welchem mehrere der ersten Orankays wechselsweise präsidiren. Hier wird über alle Kapitalverbrechen erkannt, welche in der Stadt begangen werden. Der Verbrecher kann von einem Kinde angehalten oder ergriffen werden; denn hat einmahl Jemand an ihn Hand gelegt, so darf er keinen Widerstand leisten, sondern er muß sich vor den Gerichtshof führen lassen, wo der Spruch des Richters auch unmittelbar exekutirt wird."

„Auf diese Weise habe ich starke Männer von kleinen Kindern vor das Tribunal führen, und von den Richtern zu Peitschenhieben verurtheilen sehen, weil sie für einen Pfennig gestohlen hatten. Nach geschehener Execution dürfen sich Verbrecher und Ankläger nicht weiter beschweren. Ich hörte einst einen Mann anklagen, weil er durch eine Hecke geguckt hatte, um die Frau seines Nachbars baden zu sehen. Der Richter erkannte ihm als Strafe dreyßig Hiebe auf die Schultern; aber durch eine öffentlich geschlossene Uebereinkunft mit dem Nach-

richter ward verabredet, daß ihm die Streiche auf angekleidetem Körper ertheilt werden sollten. In der That ist es etwas sehr übliches, mit dem Nachrichter über eine Linderung der Strafe zu handeln; denn selten vergeht ein Tag, da nicht der König Jemanden zum Verlust eines Gliedes verurtheilen sollte; und die Diener seiner Rache werden immer gut bezahlt, um ihr Geschäft gehörig zu verwalten. Aber es gibt hier auch eine sehr weise Verordnung; hat nähmlich ein Verbrecher die Strafe für sein Vergehen erlitten, so ist zugleich alle Entehrung von ihm abgewischt, und wenn irgend jemand seiner Ehre zu nahe treten sollte, so darf er den Ehrenschänder unbestraft umbringen."

„Noch ist ein dritter Gerichtshof, wo der Cadi oder Oberpriester den Vorsitz hat, und wo alle Vergehungen gegen die Religion untersucht und verhandelt werden. Ein viertes Tribunal entscheidet kaufmännische Streitigkeiten zwischen Eingebornen sowohl als Fremden. In diesem Gerichtshofe wird ein genaues Verzeichniß aller Zölle, Geldstrafen, Geschenke und Waaren, welche dem Könige gehören, nebst einer Liste aller derer gehalten, die mit Seiner Majestät in commercieller Rücksicht in Verbindung stehen."

„Aber außer diesen Tribunalen sind noch verschiedene Polizeybeamte angestellt, welche über Vergehungen und Verbrechen erkennen, die zur Nachtzeit verübt werden. Und einem jeden Orankay ist ein Landdistrikt oder eine Provinz zugetheilt, wo er kommandirt und die Gerechtigkeitspflege ausübt."

Es wird unsern Lesern nicht unangenehm seyn, wenn wir ihnen hier eine kurze Uebersicht von Beaulieu's Geschichte des achenesischen Reiches mittheilen.

„Vor der Regierung des Großvaters des jetzigen Königes waren die Orankays reich und angesehen, und die Bürger zahlreich und glücklich. Die Stadt Achen selbst war sechs Mahl größer als jetzt, und der Handel blühte daselbst im höchsten Grade; denn die Abgaben waren gering, und Waaren konnte man sich leicht verschaffen."

„Dieß war die Lage der Dinge zu Achen vor ungefähr vierzig Jahren, als die alte königliche Familie erlosch. Die Orankays, deren vereinte Autorität und Größe oft die Macht ihres Beherrschers verdunkelte, versammelten sich, um einen neuen König zu erwählen; allein da es eine sehr große Menge Mitbewerber um diese so lockende Würde gab, so schien kein anderer Ausweg möglich, als den Streit durch das Schwert zu schlichten."

„Während dieser Gährung bewog der Cadi durch sein Ansehen und seine Klugheit die Candidaten des Königthums, einen Ausweg einzuschlagen, welcher alle ihre gegenseitige Eifersucht entfernen mußte. Er schlug ihnen nähmlich vor, die Krone auf das Haupt eines gewissen bejahrten und edeln Orankays zu setzen, welcher an ihren Debatten keinen Antheil genommen hatte, und im friedlichen Genusse der Weisheit und Tugend lebte."

„Diesen Vorschlag genehmigten die streitenden Orankays wegen des hohen Alters des zu krönenden Souverains, bey welchem die Ansprüche eines jeden einzelnen nicht vereitelt, sondern nur aufgeschoben schienen. Der alte Orankay weigerte sich aber, das lockende Anerbiethen anzunehmen; er erinnerte, er habe sich schon seit einiger Zeit von dem Geräusch der Geschäfte und von den Sorgen des Lebens zurückgezogen, und er kenne keinen andern Ehrgeiz

als den, den Ueberrest seiner Tage in Ruhe zu verleben."

„Nach dieser Weigerung fing von neuen Verwirrung unter den Orankays zu herrschen an. Weil sie nun fanden, daß keiner in die Erhebung des andern auf den königlichen Thron willigen wollte, so suchten sie den alten Orankay durch Drohungen zur Annahme der Krone zu vermögen; aber Drohungen vermochten auf denselben nicht mehr als gute Worte."

„Zuletzt faßten sie den Entschluß, ihn nur eine Wahl zu lassen. Sie begaben sich alle in Gesellschaft in seine Wohnung. Der Cadi trug die Krone und einer aus der Mitte der Orankays ein bloßes Schwert. Jetzt stellten sie ihm vor, daß er zwischen Tod und Krone zu wählen habe. Der alte Orankay, welcher nichts drittes übrig sahe, sagte ihnen, daß es zwar sein fester Entschluß und ernstlicher Wunsch gewesen sey, keinen Antheil an Staatsgeschäften weiter zu nehmen, weil indessen nichts als seine Thronbesteigung einen bürgerlichen Krieg verhüthen könne, so wolle er ihr Anerbiethen unter der Bedingung annehmen, daß sie ihn als Vater verehren, er sie als Kinder behandeln werde. Sie dankten ihn für seine Güte, versprachen, ihn nicht blos als Vater zu lieben, sondern auch als ihren Souverain zu ehren, und bekleideten ihn ohne Aufschub mit der königlichen Würde."

„Nach seiner Krönung nahm er das Kastell in Besitz; und indem er alle Orankays zu einem Gastmahle an einem festgesetzten Tage einlud, traf er zu demselben so unermeßliche Zubereitungen, daß die Orankays in Bewunderung und Erstaunen darüber geriethen."

„Als der festliche Tag erschienen war, mußten sich die Orankays auf einem Hofe, der an das königliche Zimmer stieß, in Reihe und Glieder stellen, und wurden dann in den Saal geführt; aber unmittelbar darauf schleppte man sie in einen abgelegenen Hof, wo auf königlichen Befehl ihnen die Kehle abgeschnitten, und ihre Körper in einen Graben geworfen wurden. Mittlerweile ertönte die Musik, und man hörte im Saale nichts als Freude und Gesang. Diese Morde wurden mit solcher Behendigkeit ins Werk gesetzt, daß bereits eilf hundert hingerichtet waren, bevor die Uebrigen eine Gefahr ahndeten. Zuletzt entwich der kleine noch lebende Ueberrest aus dem Kastell, ohne den eigentlichen Grund das Verdachtes zu kennen."

„Am Tage darauf vermißte man alle angesehene Orankays, und das blutige Geheimniß ward bekannt. Das unmenschliche Ungeheuer, das alle ihm verdächtige Personen aus dem Wege geräumt hatte, sicherte sich im Schlosse durch eine Leibwache, und machte öffentlich bekannt, daß diese grosse Hinrichtung zur Erhaltung seiner Person und des Staates nothwendig gewesen sey; denn in frühern Zeiten hätten die Orankays nach Willkühr Könige ernannt und wieder abgesetzt, er sey aber nicht gesonnen, sich ihren veränderlichen Launen auszusetzen, noch ihnen Gelegenheit zu geben, durch seinen Untergang, welcher den Ruin des Volkes nach sich ziehen würde, ihre vormahligen Streitigkeiten zu erneuern. Kurz, er habe keine andere Absicht, als den öffentlichen Frieden zu erhalten, mit Gelindigkeit zu regieren, und nur gegen Verbrecher streng zu seyn."

„Diese Erklärung minderte jedoch die Furcht des Volkes nicht; und weil sich der König in sei-

nem Pallaste isolirt und vernachlässigt sahe, so ließ er die Häuser der ermordeten Orankays zerstören, und alle ihre Habe confisciren; auch gab er einige strenge Gesetze gegen das Aufbauen steinerner Häuser, so wie gegen allen äußern Pomp, welcher der königlichen Würde Abbruch thun konnte. Zu dem Range der Orankays erhob er die kriechendsten Sclaven seines Willens; und im Verlaufe des ersten Jahres seiner Regierung ließ er mehr denn zwanzig tausend Personen hinrichten, hauptsächlich wegen des Verdachtes, als ob sie sein Verfahren mißbilligten."

„Dieser Fürst war äußerst freundschaftlich gegen die Engländer und Holländer, aber gegen die arabischen Kaufleute ungünstig gesinnt. Er erzog den jetzt regierenden König, welcher seiner Tochter Sohn war, und starb in dem sehr hohen Alter von fünf und neunzig Jahren. Er hinterließ zwey Söhne; der älteste derselben erhielt das Königreich Achen, der jüngste das Königreich Pedir."

„Diese Fürsten regierten gelind, die Zügel der Regierung erschlafften, und es rissen viele Unordnungen ein. Der König von Achen gab einst seinem Neffen, dem jetzigen Könige, einen leichten Verweis, weßhalb dieser zu seinem zweyten Oheim, dem Könige von Pedir, flohe, der ihn auch gütig aufnahm."

„Als der König von Achen den Flüchtling zurück forderte, entspann sich ein Streit zwischen den zwey Brüdern, und es erfolgte ein verderblicher Krieg, welcher vielen Tausenden das Leben kostete. Die Kriegsmacht von Pedir befehligte der flüchtige Prinz; doch zuletzt sahe sich sein Oheim, durch die Anzahl der Feinde überwältiget, in der

Nothwendigkeit, ihn auszuliefern, da ihn dann der König von Achen in Fesseln schlagen ließ."

„In diesem Zeitpunkte veranstalteten die Portugiesen eine Landung zu Achen. Der junge Prinz ersuchte seinen Oheim, den König von Achen, man möchte ihm erlauben, gegen die Feinde seines Landes fechten zu dürfen. Als ihm dieß vom Könige zugestanden worden, gewann er drey Schlachten wider die Portugiesen, und dadurch im Reiche großen Ruhm."

„Dieß reitzte seine Mutter, ein unternehmendes und ehrgeitziges Weib, zu Plänen, um ihn auf den Thron zu erheben. In dieser Absicht gewann sie die Orankays durch Bestechungen, und rieth ihrem Sohne, sich auf jede mögliche Weise bey dem Volke beliebt zu machen. Hierzu waren seine Sitten sehr geeignet; und während er in der Gunst des Volkes große Fortschritte machte, starb sein Oheim plötzlich."

„Der Prinz, der sich jetzt einen Zugang in das Schloß zu verschaffen wußte, bestach die Garden, theilte Geld unter die vornehmsten Orankays aus, und erlaubte sich Drohungen gegen den Cadi, welcher ihn zu krönen Bedenken trug. Kurz, er benahm sich in diesem kritischen Zeitpunkte mit solcher Geschicklichkeit, daß er noch in derselben Nacht zum Könige ausgerufen ward, zur großen Freude des Volkes, welches von seiner Freygebigkeit, Liberalität und Tapferkeit die günstige Meinung hegte."

„Da Pedir nicht weit von Achen entfernt ist, so kam der König jenes Reichs, nachdem er die Nachricht von dem Tode seines Bruders gehört hatte, am nächsten Tage nach Achen, um die Erbschaft anzutreten; aber indem er sich dem Schlos-

se mit einem kleinen Gefolge näherte, fiel er in die Hände seines Neffen, der ihn einen Monath lang gefangen hielt, und alsdann, unter dem Vorwande, ihm einen angenehmern Aufenthalt anzuweisen, unterwegs ermorden ließ."

„Mit Blut befleckt, fiel nun der neue Regent über diejenigen her, welchen er seine Erhebung verdankte. Die, welche von seiner Freygebigkeit das meiste empfangen hatten, wurden zuerst ermordet; zuletzt folgten die, denen er das wenigste hatte geben müssen. Die Maske, die er bisher getragen hatte, warf er bald weg; und sein Geist und seine Aufführung zeigten sich in aller Nacktheit der scheußlichsten Gefühllosigkeit. Grausam und geitzig, wie er ist, setzt er die Befriedigung seiner Wünsche oder Leidenschaften keine Grenzen. Nachdem er seine ursprünglichen Besitzungen fast entvölkert hatte, überzog er seine Nachbaren mit Krieg, und suchte den Verlust der Menschenmenge im achenesischen Reiche dadurch zu ersetzen, daß er viele Tausend der Besiegten nach Achen verpflanzte; aber so groß war seine Barbarey und Thorheit, daß er, nachdem die Stärke seines Landes auf diese Weise so sehr gewachsen war, dennoch die Unglücklichen durch Hunger umkommen ließ."

„Der König unterhält drey tausend Weiber, welche eine Art von Garde bilden, und das Schloß selten verlassen. Sie stehen unter verschiedenen Capitains, und haben aus der Stadt ihre besondern Richter und Offiziere; aber Niemand darf ihre Wohnungen betreten, außer den königlichen Verschnittenen, deren Anzahl sich auf fünf hundert beläuft. Ungeachtet der großen Menge seiner Weiber und Concubinen, hat doch der König nur

einen Sohn, der ungefähr achtzehn Jahr alt ist. Vor einiger Zeit erhielt er von seinem Vater das Königreich Pedir, betrug sich aber daselbst mit solchem Uebermuthe, daß sein Vater ihn zurück berief, und seine Ausschweifungen auf das strengste ahndete. Seit dieser Zeit ist er im Kastel eingeschlossen, ausgenommen wenn er in die Moschee geht, bey welcher Gelegenheit der König ihm ein glänzendes Gefolge gestattet."

„Der König von Achen setzt seine größte Macht in seine Elephanten, welche sich fast auf tausend belaufen. Diese Thiere sind zu jedem Endzwecke des Kriegs oder des Vergnügens abgerichtet, und nie gab es einen Fürsten in Achen, welcher sie mit so vieler Geschicklichkeit zu behandeln verstand, oder sich ihrer lieber bediente."

„Seine achenesische Majestät ist aber auch zur See mächtiger, als irgend einer seiner Nachbaren. Er unterhält hundert große Galeeren, deren einige an Umfang die europäischen übertreffen. Ich sah den Kiel eines solchen Schiffes aus einem einzigen Stücke Holz gearbeitet, welcher hundert und zwanzig Fuß maß. Diese Fahrzeuge sind recht artig gebaut, aber ohne Kunst betakelt. Gewöhnlich führen sie drey große Kanonen und fünf bis acht hundert Mann. Diese Galeeren sind unter die vornehmsten Orankays vertheilt, welche die Kosten der Ausrüstung bestreiten, und sie nöthigen Falls auch ausbessen lassen müssen."

„In der That sind die Defensiv- und Offensiv-Anstalten des achenesischen Reiches, im Ganzen genommen, für den Regenten mit wenig Kosten verbunden; denn so bald er es befiehlt, marschiren alle seine Unterthanen, und sie müssen sich selbst mit Lebensmitteln auf drey Monathe versor-

gen. Der König versieht sie mit Waffen, welche sie nach ihrer Rückkehr wieder abliefern müssen. Dabey sind ihre nächsten Verwandten für ihr Betragen verantwortlich; und äußern sie Feigheit oder Mißvergnügen, so leiden sie dafür nicht nur selbst, sondern auch die ihnen theuersten Personen. Durch dieses strenge und ungerechte Geboth hat der König aus seinen Unterthanen entschlossene Soldaten, und den Schrecken der Nachbarn gemacht. Stehen sie länger als drey Monathe im Felde, so erhalten sie dann zu ihrem Unterhalte etwas Reis."

„Doch nicht bloß im Kriege weiß der König seine ökonomischen Grundsätze anzuwenden. Zur Unterhaltung seines Hofstaates empfängt er von seinen Unterthanen jede Art von Landesprodukten; und bleibt davon ein Ueberschuß, so wird derselbe auf den Märkten für seine Rechnung verkauft. Mit einem Worte, seine nothwendigen Ausgaben, selbst seine Verschwendungen, werden von den Unterthanen bestritten; und kein Mittel zu Erpressungen bleibt unbenutzt, um Geld oder Geldes Werth einem unterdrückten Volke abzuzwingen."

„Der König von Achen eignet sich den Nachlaß aller derer zu, die ohne männliche Nachkommen sterben; und hinterlassen sie Töchter unverheirathet, so werden diese in das Kastell eingeschlossen. Auch bemächtiget er sich der Güter derer, welche täglich zum Tode verurtheilet werden; und damit nichts davon zum Besten der Weiber oder Kinder unterschlagen werden könne, läßt er, ehe noch das Todesurtheil gesprochen wird, alle bewegliche Güter in Sicherheit bringen. Ferner beerbt er die Fremden, welche in seinen Besitzungen sterben; doch sind die Holländer und Engländer, welche Factoreyen in seinem Gebiethe haben,

ben, von diesem Gesetze befreyt; und so lange wir uns daselbst aufhielten, genossen wir dasselbe Privilegium."

„Nachdem wir uns mit dem Nöthigen versehen hatten, bereiteten wir uns, von Anjen gänzlich Abschied zu nehmen. Wir hatten jetzt fünf und siebenzig Mann, alle gesund, und auf neun Monathe Lebensmittel an Bord. Am ersten Februar lichteten wir die Anker, mit der angenehmen Hoffnung, in unser Vaterland zurückzukehren."

„Am zwey und zwanzigsten Junius erreichten wir St. Helena. Hier wurden mehrere von der Mannschaft, die krank waren, ans Land geschickt, um sich daselbst zu erhohlen. Diese Insel taugt ganz besonders zur Erfrischung der Seefahrenden wegen der Temperatur der Luft, der Leichtigkeit Wasser einzunehmen, des Ueberflusses an Ziegen und Schweinen, der Bequemlichkeit des Fischfanges, und der Menge antiscorbutischer Früchte und Kräuter, welche der dasige Boden hervorbringt."

„Am sechzehnten Julius erblickten wir Ascension, eine hohe felsige Insel ohne Holz, Wasser und Kräuter; wo man jedoch einige Schweine, viel Geflügel, Schildkröten und sehr viele Fische antrifft. Nachdem wir die Linie ohne ein wichtiges Ereigniß passirt hatten, bekamen wir solche Windstillen, mit Staubregen verbunden, daß die meisten von der Mannschaft mit hydropischen Zufällen und bedenklichen Geschwülsten befallen wurden."

„Den sechsten August erhob sich ein heftiger Orkan. In zwey Minuten wurden dadurch unsere Segel zerrissen, und das oberste am Mittelmaste ganz weggeführt. Am Tage darauf erblickten wir einige Schwalben und Schmetterlinge; ein untrügliches Zeichen, daß wir uns dem Lande näher-

ten. Den dreyzehnten hatten wir die capverdischen Inseln im Gesicht, und drey Tage darauf erreichten wir St. Vinzent, wo wir vor Anker gingen, und unsere zahlreichen Kranken an das Ufer schickten, die sich auch in kurzer Zeit daselbst erhohlten."

„Auf dieser Insel fanden wir eine Menge großer Schildkröten, und ein Kraut, welches dem Spinate glich. Wir gebrauchten dasselbe, in Sallat sowohl als in Suppen, mit so gutem Erfolge, daß binnen acht Tagen die meisten von unsern Leuten, welche an der Wassersucht litten, hergestellt wurden. St. Vinzent liefert gleichfalls Ziegen, aber sie lassen sich ohne Hunde nicht leicht fangen. Ostwärts am Fuße eines hohen Berges fanden wir ungemein viel Portulak, aber keine Früchte, ausgenommen wilde Feigen."

„Das einzige Holz, welches sich hier erzeugt, ist der wilde Fichtenbaum. Das Wasser ist, im Ganzen genommen, salzig; doch gibt es in der südwestlichen Gegend der Bay, wo wir vor Anker lagen, einen kleinen Quell von leidlich süßem Wasser. Längs den Klippen ist guter Fischfang; und an einer gewissen Stelle fingen wir in wenig Stunden so viel Fische, daß mehr als noch einmahl so viel Menschen sich davon hätten sättigen können."

„Kurz, nimmt man die schlechtere Beschaffenheit des Wassers aus, so ist diese Insel fast eben so gut, wie St. Helena, zu Erfrischungen geeignet; auch ist sie in ihrer ganzen Ausdehnung ein angenehmer Ort, und leicht zu besteigen. Ob wir gleich die meisten Gegenden von St. Vinzent durchstrichen, so wurden wir doch weder Menschen noch Hausthiere gewahr."

„Wir verließen diese Insel am funfzehnten September, und wurden späterhin mit einigen fürch-

terlichen Stürmen befallen. Am zwölften des nächsten Monathes entdeckten wir die Azoren, aber es vergingen einige Tage, bevor wir an sie heran kommen konnten. Am neunzehnten erhob sich ein neuer Sturm, welcher unsere Maste und das Tauwerk ansehnlich beschädigte."

„Am dritten November entdeckten wir das Vorgebirge Lizard in England, und am ersten Dezember langten wir wohlbehalten zu Havre de Grace an. Unsere Reise hatte acht und dreyßig Monathe gedauert."

„Da diese Expedition in commercieller Absicht unternommen worden ist, so darf sie auch nur nach diesem Maßstabe geschätzt werden. Der unglückliche Verlust des zweyten Schiffes, der Hoffnung, und des Advisbootes verminderte zwar den Gewinn ansehnlich; doch im Ganzen genommen ward durch die Unternehmung nichts verloren. Gewiß wird kein Leser, welcher für ein natürliches Gemählde von Ereignissen und Charakteren Geschmack hat, umhin können, Beaulieu's Erzählung zu bewundern; und gern wird ihm Jeder das Zeugniß eines einsichtsvollen und thätigen Anführers geben. Wir wünschten im Stande zu seyn, mehrere Nachrichten von diesem liebenswürdigen Manne unsern Lesern mittheilen zu können; was wir von ihm wissen, macht unser Interesse für ihn rege; aber Männer, die am meisten unsere Liebe verdienen, pflegen nur einmahl auf der Bühne des Lebens aufzutreten, um sich dann auf immer zu verlieren.

Inhaltsanzeige

des dritten Bandes.

Seite

Reisen und Abenteuer des Sir Walter Raleigh (Fortsetzung) 1

Reise Oliver von Noort's 10

Reise Sir Jakob Lancaster's nach Ostindien, die erste Expedition auf Rechnung der englischen ostindischen Gesellschaft. Nebst einer kurzen Uebersicht der vorhergegangenen Seefahrten der Engländer nach den Gegenden im Orient 20

Reise des Capitains Wilhelm Keeling nach Bantam und Banda 58

Reise des Sir Heinrich Middleton nach dem rothen Meere und Surate 71

Georg Spilbergen's Reise um die Welt 110

Schouten's und La Mairen's Reise um die Welt . . . 116

Expedition des Commodore Beaulieu nach Ostindien 150